

Soziologie

Fremde Männlichkeiten?

Zur Konstruktion von Geschlecht in biographischen
Erzählungen von Migranten

Hausarbeit zur Erlangung des Grades einer Magistra Artium
der
Philosophischen Fakultät
der Westfälischen Wilhelms-Universität
Münster, Westfalen

vorgelegt von
Karin Huxel
aus Hamm
2004

Inhalt

1. EINLEITUNG	4
2. MÄNNLICHKEITEN	12
2.1 Plurale Männlichkeiten.....	12
2.2 Der vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Habitus	17
2.3 Der männliche Habitus.....	20
2.4 Hegemoniale Männlichkeit und vergeschlechtlichter Habitus – eine Gegenüberstellung.....	23
3. MIGRATION, KULTUR, ETHNIZITÄT	29
3.1 Fremde Männer in der Forschung.....	29
3.2 Kultur als homogenisierendes und determinierendes Konzept	34
3.3 Kulturalisierungen und Ethnisierungen im ‚Westen und dem Rest‘	37
3.4 Vom wissenschaftlichen und politischen Umgang mit Migration	40
3.5 Wissenschaftliche Zugänge zu Migration und Geschlecht	43
4. DARSTELLUNG DER METHODE.....	48
4.1 Die biographische Methode.....	48
4.2 Das Forschungsdesign.....	50
4.2.1 Die Datenerhebung	50
4.2.2 Die Auswertung.....	53
5. FALLDARSTELLUNG A: GEORGE R. – VERANTWORTUNG ALS ZENTRALES MOMENT VON MÄNNLICHKEIT.....	57
5.1 Biographie und Interviewverlauf.....	57
5.1.1 Kurzbiographie.....	57
5.1.2 Verlaufsprotokoll und Struktur des Interviews.....	59
5.2 Analyse des Interviews.....	66
5.2.1 Beruf/Karriere.....	67
5.2.2 Familie.....	74
5.2.3 Bilder und Vorstellungen von Männlichkeit.....	78
5.2.4 Zusammenfassung	82
6. FALLDARSTELLUNG B: MUSTAFA E. – MÄNNLICHKEIT IN FAMILIE UND BERUF	84
6.1 Biographie und Interviewverlauf.....	84

Inhalt

6.1.1 Kurzbiographie.....	84
6.1.2 Interviewverlauf.....	87
6.2 Analyse des Interviews.....	94
6.2.1 Beruf/Karriere.....	95
6.2.2 Familie.....	101
6.2.3 Bilder und Vorstellungen von Männlichkeit.....	109
6.2.4 Zusammenfassung.....	113
7. MÄNNLICHKEIT IN ‚MIGRATIONS BIOGRAPHIEN‘	115
7.1 Die vergeschlechtlichte Biographie.....	115
7.1.1 Männlichkeit als fraglose Gegebenheit in Familie und Beruf.....	115
7.1.2 Männlich vergeschlechtlichter Habitus und hegemoniale Männlichkeit.....	120
7.2 Die ethnisierte Biographie: Migration als Querschnittsdimension	125
7.3 Männlichkeit(en) in der Migration – das ethnisierte Geschlecht?	129
7.3.1 Biographische Konstruktionen von Männlichkeit in der Migration	130
7.3.2 Das ethnisierte Geschlecht.....	132
8. RESÜMEE UND AUSBLICK.....	136
9. LITERATUR.....	141
ANHANG: TRANSKRIPTIONSNOTATION.....	149

1. EINLEITUNG

Machos, Gotteskrieger, Integrationsverweigerer, Patriarchen: Die gesellschaftliche Wahrnehmung hält viele Bilder bereit, mit denen ‚fremde‘ Männer belegt werden. Oftmals dienen Migranten, seien sie nun muslimisch, russisch, türkisch, afrikanisch oder einer anderen ‚fremden‘ Gruppe zugeordnet, als Negativfolie, vor der das Bild des aufgeklärten, durch die harte Schule der weiblichen Emanzipation gegangenen, westlich-zivilisierten Mannes gut zur Geltung gebracht werden kann. Als ‚fremd‘ werden diese Männer nicht unbedingt direkt bezeichnet, als ‚fremd‘ oder ‚anders‘ werden sie jedoch markiert, indem ihnen mit der Zuschreibung einer bestimmten Gruppenzugehörigkeit bestimmte Eigenschaften, Verhaltensweisen und Orientierungsmuster zugeschrieben werden. Abhängig vom jeweiligen Kontext werden verschiedene Merkmale, zum Beispiel Religion, ethnische Zugehörigkeit oder Kultur, zur Erklärung des jeweiligen Verhaltens und zur Konstruktion verschiedener Gruppen herangezogen.

Eine differenzierte sozialwissenschaftliche Beschäftigung mit den Themen Migration und Männlichkeit, also eine Diskussion am Schnittpunkt von (mindestens) zwei Forschungsgebieten hat bisher allerdings kaum stattgefunden. Ich möchte mit dieser Arbeit einen kleinen Schritt in diese Forschungslücke tun und auf der Basis biographischer Interviews vor dem Hintergrund von Theorien aus Männer- und Migrationsforschung nach der Bedeutung von Migration und anschließenden Kulturalisierungs- und Ethnisierungsprozessen für die Konstruktion und das Erleben von Männlichkeit fragen.

Männerforschung gilt immer noch als recht junges Gebiet der soziologischen Untersuchung. Wenn in der Sozialforschung bestimmte Phänomene unter einem geschlechtsspezifischen Blickwinkel betrachtet werden, so richtet sich dieser immer noch zunächst auf Frauen. Männer, so hieß es lange Zeit von Seiten der Frauenforschung, hätten schließlich jahrhundertlang im Mittelpunkt einer Forschung gestanden, die wenn sie ‚menschlich‘ sagte ‚männlich‘ meinte, wohingegen ‚das Weibliche‘ und die Frauen, wenn sie überhaupt Beachtung fanden, als das ‚andere‘ Geschlecht oftmals unter pathologisierenden Gesichtspunkten betrachtet wurden. So wurde in den Sozialwissenschaften in Bezug auf Männer und Männlichkeit jahrelang „Prosa gesprochen“, wie Connell es in Anlehnung an Molières Komödie „Der Bürger und der Edelmann“ formuliert (vgl. Connell 1998: 91). So wie der Protagonist in Molières Stück, Monsieur Jourdain, jahrelang in seinem alltäglichen Leben Prosa gesprochen habe, ohne es zu

wissen, so hätten die Sozialwissenschaften Männlichkeit studiert, ohne es zu wissen, bzw. ohne es zu bemerken.

Die zweite Frauenbewegung und mit ihr die wissenschaftliche Frauenforschung haben in den ausgehenden 1960er und 1970er Jahren in den westlichen Ländern dafür gesorgt, dass auch Frauen explizit und gesondert in den Blick sozialwissenschaftlicher Forschung genommen werden. So wurden Frauen in das Interesse von Politik und Wissenschaft gerückt und die Diskriminierung von Frauen auf breiter Basis angeprangert; Wissenschaftlerinnen erforschten weibliche Lebenszusammenhänge und -situationen mit der Intention, diese neben der angeblichen Normalität des männlichen Lebens überhaupt erst sichtbar zu machen (vgl. z.B. Millet 1981; Frauenjahrbuch 1977; Becker-Schmidt/Knapp/Schmidt 1984). Auch 20 Jahre nach dem Beginn einer institutionalisierten Frauenforschung und nach ihrer Transformation zur Geschlechterforschung wird Geschlechterforschung weiterhin mit Frauenforschung gleichgesetzt, d.h. wenn es um Geschlecht und geschlechtsspezifische Phänomene geht, wird immer noch zuerst an Frauen gedacht, über Frauen geschrieben und geforscht. Das beschert der Wissenschaft zwar weitere wichtige Erkenntnisse, führt aber auch dazu, dass Frauen weiterhin auf der Seite des zu Erforschenden, der Untersuchungsobjekte¹ stehen und eben nicht das normale, sondern letztlich weiterhin das unbekannte ‚andere‘ Geschlecht bleiben, das es zu erforschen gilt.

Die Auseinandersetzung mit Männern als Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung fand erst langsam und zögerlich statt. Doch die Einsicht, dass „Frauenfragen“ (Pross 1978: 9) ein Schattendasein in der gesellschaftspolitischen Debatte führten und ausschließlich „von Frauen für Frauen mit Frauen diskutiert“ (ebd.: 9) würden, führte schließlich auch zu der Frage nach den „Daseinsweisen“ (ebd.: 10) der Männer und den Auswirkungen der Veränderungen im Geschlechterverhältnis auf diese.

Mit dem Anfang der 1990er Jahre des letzten Jahrhunderts eingeläuteten Paradigmenwechsel der Frauenforschung (vgl. Engler 1999), der sich auch in ihrer Umbenennung in ‚Geschlechterforschung‘ zeigt, nahm auch die wissenschaftliche Beschäftigung mit Männern, bzw. mit Männlichkeit zu. Die Kategorie *Geschlecht* wurde zum Objekt der Untersuchung, und „die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit selbst ins Zentrum der Analyse“ gestellt (Gildemeister/ Wetterer

¹ Auch die Tatsache, dass Frauen mittlerweile - wie im vorliegenden Fall - auch zu den untersuchenden Subjekten gehören, ändert daran wenig. Der Wissenschafts- und Forschungsapparat ist weiterhin männlich dominiert, Untersuchungsobjekte für geschlechtsspezifische Fragen weiterhin meist Frauen.

1992: 202). Infolgedessen wurde nun auch nach der Konstruktion von Männlichkeit gefragt, wurde Männlichkeit kommuniziert, männliche Verhaltensweisen, Sexualität und Körper nicht länger als menschliche Norm betrachtet, sondern Gegenstand der Forschung (vgl. z.B. BauSteineMänner 1996). Dabei verhält sich Männerforschung zu *Geschlecht* anders, als es die traditionelle Wissenschaft tat, die „Prosa sprach“ ohne es zu merken. Männerforschung macht Männlichkeit explizit zum Thema. Sie versucht, „Männer nicht als geschlechtslose (Normal-) Menschen, sondern als geschlechtliche Wesen mit spezifischen Erfahrungen und Identitäten zu erforschen“ (vgl. ebd.: 5).

In England und den USA kann Männerforschung auf eine längere Geschichte zurückblicken als in Deutschland oder im übrigen Europa, wurde aber auch im anglo-amerikanischen Raum erst zu Beginn der achtziger Jahre zu einem eigenständigen Forschungsgebiet (vgl. Walter 1996). In der deutschsprachigen Forschung fristet die Männerforschung als eigenständige, theoretisch fundierte Disziplin noch immer ein Schattendasein. Zwar erfreut sich das Thema *Mann* einer zunehmenden Popularität in gesellschaftlichen Debatten, „(a)llerdings kann für die deutschsprachige Geschlechterforschung, (...), von einer entwickelten oder gar institutionalisierten Forschung über Männlichkeit zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht gesprochen werden“ (Döge/Meuser 2001: 7). Männlichkeit taucht zwar seit den 1980er Jahren im öffentlichen Diskurs auf, die Bilder von Männlichkeit, die hier gezeichnet werden, speisen sich allerdings eher aus dem alltagsweltlichen Wissen darüber, wie Männer ‚eben so sind‘ und sind weniger auf empirisch gesättigte und fundierte Theoriebildung zurückzuführen. Viele Publikationen über Männer und Männlichkeit sind im Bereich der Ratgeberliteratur anzusiedeln, das Spektrum reicht von ausdrücklich antifeministischen Standpunkten (vgl. z.B. Bürger 1991; Melzer 1981) bis hin zu Ansätzen, die Defizite von Männern ausmachen und hier Hilfestellung leisten wollen (vgl. z.B. Hollstein 1999 und 1989, Wieck 1989). In den meisten dieser Publikationen ist eine Rückbesinnung auf Biologie als determinierende Komponente oder aber wenigstens eine deutliche Essentialisierung von Geschlecht auszumachen.

Jedoch gibt es auch im Bereich der Männerforschung Theorien, die sich in einem sozialkonstruktivistischen Umfeld ansiedeln und somit in das Feld der aktuellen Geschlechterforschung passen. Für die theoriebasierte, sozialkonstruktivistische Männerforschung im deutschsprachigen Raum sind vor allem zwei Ansätze relevant: Zum einen die Theorie hegemonialer Männlichkeit des australischen Männerforschers Robert W. Connell (1998; 2000), Zum anderen das Konzept des vergeschlechtlichten

Habitus, von Pierre Bourdieu in seiner Abhandlung über männliche Herrschaft (1997 a²) formuliert und unter anderem von Michael Meuser (1998; 2000) weitergeführt.

Sowohl Connell als auch Meuser haben in eigenen Forschungen Interviews mit Männern unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen geführt. Beide stellen, allerdings unterschiedlich stark, Differenzen innerhalb der Kategorie Mann dar, „die ihre Basis in verschiedenen sozialstrukturell bedeutsamen Zugehörigkeiten (...) haben“ (Meuser 2000: 59). Zu diesen Zugehörigkeiten gehören beispielsweise Klasse, Generation, aber auch Ethnie und Kultur. In den Forschungen beider Wissenschaftler taucht Ethnizität oder Migration jedoch bestenfalls in kurzen theoretischen Überlegungen auf (vgl. Connell 2000: 101), erforscht wurde von ihnen primär das Verhältnis von Männlichkeit und Klasse, sowie bei Connell auch Männlichkeit und Sexualität (vgl. Connell 2000).

Soziologische Untersuchungen über Männer nicht-deutscher natio-kultureller Herkunft, die in Deutschland leben, gibt es kaum. Auch in den großen quantitativen Studien über Einstellungen und Orientierungen von Männern in Deutschland, zweimal von der Zeitschrift Brigitte in Auftrag gegeben (Pross 1978, Metz-Göckel/Müller 1985) und zuletzt von evangelischer und katholischer Kirche (Zulehner/Volz 1998), tauchen ‚fremde‘ Männer nicht auf. Wie selbstverständlich werden nur Männer der deutschen Mehrheitsgesellschaft befragt, bzw. die Ergebnisse nur dahingehend ausgewertet. Allenfalls Klassen- oder Milieuspezifische Unterschiede werden in diesen Untersuchungen noch erfasst.

Auch die Migrationsforschung hat zu diesem Thema nicht viel beizutragen. ‚Ausländische‘ Männer tauchen in der Literatur überwiegend als ‚Täter‘ auf. Während ‚die Migrantin‘ in erster Linie als passives Opfer ihres dominanten Mannes/Vaters/Bruders erscheint und so zur Folie für zahlreiche sozialpädagogische Bemühungen wurde (vgl. Huth-Hildebrandt 1999), ist über nach Deutschland migrierte Männer vor allem bekannt, was im Zuge der Forschung über ausländische Frauen und Mädchen indirekt über sie erfahren wird: sie tauchen auf, ohne selbst Gegenstand der Untersuchung zu sein (vgl. Spohn 2002: 53ff).

Aussagen über männliche Migranten werden am ehesten noch im Bereich der Jugendforschung getroffen³, wobei auch hier gilt, dass ‚Prosa gesprochen wird, ohne es zu

² Bourdieu hat sich erst relativ spät ausdrücklich mit Geschlecht befasst. Sein Buch „La domination masculine“ ist entgegen der Verlagsankündigung noch nicht auf Deutsch erschienen. 1997 erschien jedoch ein ausführlicher Aufsatz unter demselben Titel in deutscher Übersetzung (Bourdieu 1997 a), der hier im Folgenden zugrunde gelegt ist.

merken', das heißt, dass in Studien über jugendliche MigrantInnen Aussagen über (junge) Männer getroffen werden, ohne dass *Geschlecht* genügend reflektiert wird. Dabei geht Forschung zu jugendlichen MigrantInnen – in der Regel Angehörigen der zweiten oder dritten MigrantInnengeneration – meist defizitorientiert vor und richtet den Blick vor allem auf deren ‚Integrationshemmnisse‘, mangelnde Bildungs- und Berufschancen, subkulturelle Gruppen und seit den 1990er Jahren immer wieder auch auf Kriminalität und religiösen Fundamentalismus (vgl. z.B. Heitmeyer/Müller/Schröder 1997, Nohl 1996, Tertilt 1996)⁴. In diesem Zusammenhang geraten jugendliche Männer als besonders gewaltbereit und delinquent in den Blick. Aufgrund ihrer nationalen Herkunft (bzw. der ihrer Eltern oder Großeltern) wird ihnen die Verwurzelung in einer bestimmten anderen Kultur zugeschrieben. Von dieser Basis ausgehend wird nach ihren Einstellungen und Orientierungen gefragt. Diese Art der Konstruktion des Forschungsgegenstandes führt dazu, dass nationale und kulturelle Stereotype zur Erklärung bestimmten Verhaltens bemüht und so reproduziert werden. Auf diese Weise ist eine differenzierte Untersuchung der Phänomene Migration und Männlichkeit nicht möglich, neben dem in zahlreichen Studien implizit und explizit vertretenden problematischen Kulturbegriff fehlt dafür vor allem auch eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den Entwicklungen im Bereich der Geschlechterforschung. So werden zum Teil stereotype Einschätzungen über Männer und Männlichkeit bemüht und als Erklärungsmuster herangezogen. Männlichkeit selbst wird von den Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen nicht explizit in den Blick genommen (vgl. ebd.).

Geschlechterforschung und Forschungen zu sozialer Ungleichheit haben in den letzten Jahren vermehrt darauf hingewiesen, dass Differenzlinien nicht unabhängig voneinander betrachtet werden können, sondern sich überschneiden und verschränken (vgl. Lutz/Wenning 2001). Die vorangegangenen Ausführungen haben gezeigt, dass es am Schnittpunkt von Männerforschung und Forschungen zu Migration und kulturellen Zugehörigkeiten an Literatur und wissenschaftlicher Auseinandersetzung fehlt. Die Wichtigkeit einer solchen Auseinandersetzung mit diesen Überschneidungen wird zwar von beiden wissenschaftlichen Teildisziplinen erkannt, eine kontinuierliche und

³ Eine Ausnahme stellt die Studie von Margret Spohn dar, die qualitative Interviews mit türkischen Männern der ersten Generation geführt hat (2002).

⁴ In der Migrationsforschung wird die Kritik an defizitorientierten Ansätzen, die oftmals selbst mit Zuschreibungen arbeiten lauter (vgl. z.B. Bukow 1999). Eine Auseinandersetzung mit Migration und Männlichkeit, die sich auf den aktuellen Stand der Geschlechterforschung *und* der Migrationsforschung stützt steht dennoch weiterhin aus.

fundierte Bearbeitung des Themas Männlichkeit *und* Migration steht aber noch aus, während es bereits eine Reihe von Studien gibt, die im Schnittfeld von Migrations- und Frauenforschung angesiedelt sind (vgl. z.B. Gutiérrez Rodríguez 1999; Gültekin 2002; Lutz 1991). Eine fundierte Auseinandersetzung, die es erlauben würde, von Überschneidungen zwischen Migrationsforschung und theoretisch fundierter Männerforschung zu sprechen, fehlt bis dato.

In dieser Arbeit sollen die Verschränkungen und Überschneidungen zwischen Differenzlinien Beachtung finden, die in den jeweiligen Forschungsgebieten bisher zu wenig bearbeitet wurden. Mit Hilfe biographischer Interviews möchte ich untersuchen, wie Männer, die aus einem anderen Land nach Deutschland zugewandert sind, in ihren lebensgeschichtlichen Erzählungen Männlichkeit konstruieren und welchen Einfluss die Migration auf diese Konstruktion hat. Dazu wurden zugewanderte Männer aus verschiedenen Ländern nach ihren Lebensgeschichten befragt. Zwei der Interviews werden in dieser Arbeit in ausführlichen Fallanalysen vorgestellt und auf die biographische Konstruktion von Männlichkeit hin untersucht. Obwohl die befragten Männer einen unterschiedlichen Aufenthaltsstatus haben, aus verschiedenen Ländern aus verschiedenen Gründen migriert sind, eint sie die Erfahrung der Migration. Infolge ihrer transnationalen Wanderung gehören sie im Zielland nicht zur Mehrheitsgesellschaft, sie sehen sich mehr oder weniger intensiver Diskriminierung ausgesetzt und erfahren Zuschreibungen kultureller und ethnischer ‚Andersheit‘. Welche Auswirkungen haben diese Erfahrungen auf die Konstruktion und das Erleben von Männlichkeit? Gibt es Brüche und Diskontinuitäten infolge des Migrationsprozesses? Wie erleben die Männer Zuschreibungen ‚ethnisch-kultureller Andersheit‘ und wie wirkt sich das auf die Konstruktion ihres Geschlechts aus?

Diesen Fragen wird in vorliegender Arbeit nachgegangen. Theorie und Empirie sollen dabei nicht unabhängig voneinander betrachtet werden. Im Forschungsprozess findet ein beständiger Wechsel zwischen den Perspektiven statt, eine ständige Beeinflussung beider Bereiche durch einander. Ich werde daher im ersten Teil der Arbeit theoretische Grundlagen legen, vor deren Hintergrund die empirische Analyse des zweiten Teils stattfindet. Der empirischen Analyse zugrundegelegt werden sowohl Theorien über Männlichkeit (Kapitel 2) als auch über Migration und kulturelle und ethnische Zuschreibungen (Kapitel 3).

Männlichkeit betreffend werde ich mich dabei ausschließlich auf Theorien beziehen, die dem sozialkonstruktivistischen Umfeld zuzuordnen sind, namentlich auf das Konzept hegemonialer Männlichkeit von Connell (2000; Kapitel 2.1) und das des vergeschlechtlichten Habitus, bzw. männlicher Herrschaft von Bourdieu (1997 a; Kapitel 2.2). An beide Konzepte knüpft Michael Meuser an (1998), von dem jedoch vor allem seine Anwendung und Weiterentwicklung des männlichen Habitus hier aufgegriffen werden wird (Kapitel 2.3). Connell und Bourdieu stellen den theoretischen Hintergrund, auf den sich Männerforschung im deutschsprachigen Raum immer wieder bezieht. Ihre Konzepte weisen dabei große Ähnlichkeiten, aber auch Unterschiede auf, die in einer Gegenüberstellung am Ende des Kapitels herausgearbeitet werden sollen (Kapitel 2.4). Im Laufe der Beschäftigung mit diesen Konzepten wird dem Forschungsinteresse dieser Arbeit entsprechend immer wieder zu fragen sein, inwieweit die Konzepte geeignet scheinen, die Frage nach der Konstruktion von Männlichkeit unter den Bedingungen einer Migration und damit am Schnittpunkt verschiedener Differenzen zu beantworten. Eine Beantwortung dieser Frage wird jedoch erst mit Hilfe der empirischen Untersuchung möglich sein (vgl. Kapitel 7.1).

Bereits andere ForscherInnen haben sich mit der Frage nach ‚fremden‘ Männlichkeiten befasst, eine kritische Auseinandersetzung mit den Ergebnissen bildet den Einstieg in Kapitel 3 (Kapitel 3.1). Dabei wird vor allem das problematische Verständnis von Kultur auffallen, das Resultaten zugrundegelegt ist. Anschließend wird sich daher die Frage nach einem theoretischen Umgang mit den Konzepten Kultur und Ethnizität (Kapitel 3.2), die zu einer Beschäftigung mit Prozessen kulturalisierender und ethnisierender Zuschreibungen und ihrer Eingebundenheit in globale Machtstrukturen führt (Kapitel 3.3). In Deutschland sind es vor allem MigrantInnen, die solchen Zuschreibungsprozessen unterworfen sind. In Kapitel 3.4 wird daher der wissenschaftliche und politische Umgang mit Migration im Mittelpunkt stehen. Am Schluss des Kapitels und damit auch des theoriebasierten Teils der Arbeit steht die Frage nach den Möglichkeiten wissenschaftlicher Zugänge zu Migration *und* Geschlecht (Kapitel 3.5).

Hier schließt nun die empirische Analyse an. Nach einigen Worten zu der von mir gewählten Methode, der Biographieforschung, ihrer Eignung für meine Fragestellung und der Vorstellung meines Forschungsdesigns (Kapitel 4), werde ich zwei Interviews anhand von Falldarstellungen intensiv im Hinblick auf die Konstruktion von Geschlecht analysieren (Kapitel 5 und 6). Dabei wird zum einen zu fragen sein, wie die Biographen in ihren Erzählungen Männlichkeit herstellen und aufrechterhalten, aber auch, welche

Rolle die Migration in der Biographie spielt. In den Fallanalysen werden zunächst vor allem die Deutungen und Sinngebungen der Biographen selbst in den Blick genommen.

Eine Abstraktion der Ergebnisse findet im letzten inhaltlichen Kapitel (7) statt, dem die Aufgabe obliegt, zusammenzuführen was ohnehin nicht wirklich getrennt war: Theorie und Empirie, die sich jedoch im gesamten Forschungs- und Auswertungsprozess immer wieder aufeinander bezogen. Die Ergebnisse der empirischen Analyse werden abstrahiert und zu den vorher vorgestellten Theorien in Beziehung gesetzt. Leitend wird dabei die Frage nach der Konstruktion von Geschlecht und der Bedeutung der Migration in den biographischen Selbstpräsentationen, sowie nach den Überschneidungen beider Dimensionen, also dem Einfluss von (zugeschriebener) Fremdheit auf die Konstruktion von Männlichkeit, sein.

Neben den zahlreichen Menschen, die mich bei der Erstellung dieser Arbeit unterstützt haben, möchte ich an dieser Stelle vor allem denjenigen danken, die sie erst möglich gemacht haben: den Männern aus der Türkei, aus Kurdistan, Ruanda, Serbien und Nigeria, die mich in ihre Wohnungen einluden und sich die Zeit nahmen, mir ausführlich ihre Lebensgeschichten zu erzählen.

2. MÄNNLICHKEITEN

Die für vorliegende Studie interviewten Männer teilen gewisse Erfahrungshintergründe, weisen aber auch Unterschiede in ihren Biographien und Deutungsmustern auf. Ihre, von den Männern selbst vermutlich als ‚natürlich‘ empfundene, Geschlechtszugehörigkeit steht hier auf dem sozialwissenschaftlichen Prüfstand. Eine solche Untersuchung von Männlichkeit befindet sich innerhalb des thematischen Feldes der Männerforschung und muss sich mit gegebenen theoretischen Bezugsrahmen auseinandersetzen und überprüfen, inwieweit sie an Konzepte anknüpfen oder auf diese zurückgreifen kann. Ich möchte in diesem Kapitel die Konzepte vorstellen, die in der deutschsprachigen Forschung über Männlichkeit wohl die meist rezipierten sind: das Konzept hegemonialer Männlichkeit des australischen Forschers Robert W. Connell, sowie das des vergeschlechtlichten Habitus und männlicher Herrschaft des französischen Soziologen Pierre Bourdieu. Sie stellen einen Teil des Bezugsrahmens dar, innerhalb dessen der Forschungsprozess, der zwischen „theoretisch angeleiteter Empirie und empirisch gewonnener Theorie“ (Dausien 1996: 93) anzusiedeln ist, stattfindet. Inwieweit sich in den Theorien Anknüpfungspunkte für die Fragestellung dieser Arbeit finden und wie in der Auswertung auf ihre Begrifflichkeiten zurückgegriffen werden kann, wird letztendlich erst der zweite Teil der Arbeit zeigen können. Schon hier sollen allerdings bereits Stärken und Schwächen des jeweiligen Konzepts mit Ausblick auf die konkrete Anwendung in der Forschung diskutiert werden. Dazu werden die Konzepte abschließend einander gegenüber gestellt und auf Widersprüche, Gemeinsamkeiten und Unterschiede hin untersucht.

2.1 Plurale Männlichkeiten

Bei der Erforschung von Männlichkeit wird, ebenso wie bei der Erforschung von Geschlecht allgemein, mit Kategorien gearbeitet, die beständig hinterfragt werden müssen, denn „*der* Mann existiert nicht“ (Hervh. i.O.; Kaltenecker/Tillner 1995: 15). Geschlecht ist eine Konstruktion und auch Männlichkeit unterliegt in ihren Bedeutungen, ihren Repräsentationen und Zuschreibungen beständigem historischen, kulturellen und sozialen Wandel. Sie ist jedoch nicht nur aufgrund äußerer Bedingungen uneinheitlich, auch in ihrer inneren Struktur zeigen sich Differenzen und Unterschiede. Zwar ist Männlichkeit im Rahmen des Zweigeschlechtlichen Systems in Opposition zu

Weiblichkeit definiert, jedoch ebenso wenig wie Weiblichkeit in sich einheitlich und homogen. Das Verhältnis zwischen Männern und Frauen ist nicht als „Konfrontation zwischen homogenen, undifferenzierten Blöcken zu verstehen“ (Carrigan/Connell/Lee 1996: 60). So sind Ansätze, die Männlichkeit als Bündel von Eigenschaften – womöglich noch gebunden an ein angeblich biologisches Geschlecht – definieren, zu statisch und stark vereinfachend.

Anstatt Männlichkeit den Status eines zu untersuchenden Objekts zuzuweisen, sie als Charakterzug oder Norm zu betrachten, schlägt der australische Männerforscher Robert W. Connell vor, die „Aufmerksamkeit auf die Prozesse und Beziehungen [zu] richten, die Männer und Frauen ein vergeschlechtliches Leben führen lassen“ (Connell 2000: 91). Er definiert Männlichkeit als „eine Position im Geschlechterverhältnis; die Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen, und die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeit und Kultur.“ (ebd.). Auch Connell sieht im Geschlecht eine soziale Konstruktion, setzt allerdings, im Unterschied zu anderen TheoretikerInnen, weiterhin auf den Körper, der für ihn nicht nur Objekt symbolischer Praxis und Machtausübung ist, sondern selbst sozialer Akteur. Connell benutzt den Begriff der „körperreflexiven Praxen“ (ebd.: 79ff), um das Muster der Wechselwirkung zwischen Körper und sozialer Praxis zu beschreiben. Durch diese Praxen werden Körper „aus dem Reich des Natürlichen“ in das „Reich des Sozialen“ überführt, sie werden „in den sozialen Prozess mit einbezogen und zu einem Bestandteil von Geschichte, ohne damit aber aufzuhören, Körper zu sein“ (ebd.: 84). So ist die Handlungsebene in Connells Ansatz von großer Bedeutung, ohne aber darüber die strukturelle Ebene zu vernachlässigen, denn Geschlecht ist für ihn soziale Praxis, als solche jedoch immer eingebunden in gesellschaftliche Strukturen und körperliche Gegebenheiten, mit denen es sich wechselseitig bedingt.

Der Gewinn von Connells Theorie besteht in einer differenzierten Betrachtung von Männlichkeit, die der Autor nicht nur im Gegensatz zu Weiblichkeit, sondern als heterogene, relationale „Position im Geschlechterverhältnis“ (Connell 2000: 91) untersucht. So betrachtet er, wie vor ihm und mit ihm auch andere, Geschlecht als soziale Praxis innerhalb von Strukturen nicht für sich allein, sondern in einem Wechselspiel mit anderen Kategorien wie Klasse, Ethnizität oder Sexualität. An den Schnittpunkten dieser Differenzlinien treten Unterschiede zwischen Männern deutlich zutage: verschiedene Männlichkeiten, schwarze, weiße, proletarische oder akademische werden benannt. Diese Unterscheidungen verschiedener Männlichkeiten reichen Connell jedoch

nicht aus. Er warnt vor der Gefahr der Vereinfachung „weil man denken könnte, daß es nur *eine* schwarzer (sic!) Männlichkeit gibt, oder *eine* Arbeiterklassen-Männlichkeit“ (ebd.: 97, Hervorh. i.O.). So homogen stellten sich diese Gruppen eben nicht dar, schließlich gäbe es auch innerhalb dieser Einteilungen Unterschiede und Überschneidungen, wie weiße Unterschichtsmänner und schwarze Akademiker, homosexuelle Männer aus der Mittelschicht und heterosexuelle Arbeiter. Connell weist somit auf Beziehungen und Prozesse von Dominanz und Marginalisierung innerhalb der sozialen Geschlechtskategorie Mann hin, die bei der Analyse von Männlichkeit zu beachten sind. Statt „starre Charaktertypologien“ zu entwerfen muss eine Analyse „Geschlechterverhältnisse unter Männern“ beachten, um die „Vielfalt an Männlichkeiten“ (ebd.: 97, Hervorh. K.H.) zu erkennen.

Mit der Forderung, Männlichkeiten über die bloße Verwendung des Begriffs im Plural hinaus nicht als starre, einheitliche Gebilde zu begreifen, sondern als Praktiken, die sich in Verhältnissen zueinander befinden, will Connell Homogenisierungen innerhalb vorgestellter Gruppen von Männern vermeiden. Heterogenität und die Beziehungen von Männern zueinander stehen im Vordergrund seiner Analyse. Dabei soll sein Modell keine verschiedenen Männlichkeitstypen oder -charaktere beschreiben, sondern Relationen innerhalb der Kategorie *Mann*.

Diese Relationen benennt der Autor als Hegemonie und Unterordnung, sowie Marginalisierung und Ermächtigung. Trotz dieses Insistierens auf der Relationalität von Männlichkeit weist er jedoch in dem von ihm skizzierten Geflecht von Beziehungen wieder bestimmte Männlichkeiten zu. Er spricht von hegemonialen, untergeordneten, komplizenhaften, und marginalisierten Männlichkeiten (vgl. Connell 2000: 98 ff.), und leistet hiermit zumindest dem Verdacht Vorschub, dass diese sich relational zueinander verhaltenden, dynamischen sozialen Praxen doch Geschlechtstypen oder -charaktere darstellen, bzw. lädt er durch diese Darstellung dazu ein, sie als solche zu verstehen und zu verwenden⁵.

Gleichwohl bezieht sich Connell in seinen Ausführungen nicht auf essentialisierte Typen, sondern auf symbolische Handlungen. So bezeichnet er als hegemoniale Männlichkeit „jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis, welche die momentan

⁵ In der Rezeption von Connells Forschung ist genau dies zu beobachten, wenn z. B. bezogen auf Connells Relationen von verschiedenen „Arten von Männlichkeiten“ gesprochen wird (Spohn 2002: 29). Diese Form von Missverständnissen können insofern dem Autor selbst angekreidet werden, da dieser die Abgrenzung seiner Theorie zu Theorien starrer, voneinander unterschiedener Männlichkeiten analytisch und methodisch nicht plausibel genug begründet.

akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll).“ (Connell 2000: 98). Typisch für Unterordnung ist in jenem Geflecht von Relationen das Verhältnis zwischen schwulen und Hetero-Männern: „Schwule Männer sind Hetero-Männern mittels einer Reihe recht handfester Praktiken untergeordnet“ (ebd.: 99). So kennzeichnet untergeordnete Männlichkeit die Nähe zum Weiblichen, bzw. wird sie mit allen Eigenschaften und Äußerungen belegt, die nicht in das herrschende Bild hegemonialer Männlichkeit gehören und damit dem Schwulsein oder der Weiblichkeit (oder beidem) zugeordnet werden können. Die große Mehrheit der Männer gehört nach Connell allerdings zu den komplizenhaften Männlichkeiten: „Als komplizenhaft verstehen wir in diesem Sinne Männlichkeiten, die zwar die patriarchale Dividende bekommen, sich aber nicht den Spannungen und Risiken an der vordersten Frontlinie des Patriarchats aussetzen“ (ebd.: 100). Die patriarchale Dividende ist der Gewinn, den Männer aufgrund ihres Mann-Seins in patriarchalen Gesellschaften im Gegensatz zu Frauen ausgezahlt bekommen. Denn obwohl der Gegensatz zwischen Männern und Frauen wie oben erwähnt nicht als Gegensatz zweier homogener Blöcke verstanden werden darf, in dem die einen immer die Position der Opfer, die anderen immer die der Täter und Gewinner innehaben, gibt es doch Vorteile, die Männern aufgrund ihrer Zugehörigkeit zur dominanten Seite des Geschlechterverhältnisses zukommt: „Männer profitieren vom Patriarchat durch einen Zugewinn an Achtung, Prestige und Befehlsgewalt“ (ebd.: 103).

Marginalisierung als letzte Relation schließlich beschreibt „die Beziehung zwischen Männlichkeiten dominanter und untergeordneter Klassen oder ethnischer Gruppen“ (ebd.: 102). Sie ist bei Connell die Relation, die anders als die anderen nicht nur eine interne Beziehung im Geschlechterverhältnis beschreibt, sondern andere Strukturen wie Klasse und Ethnizität mit einbezieht (vgl. ebd.: 101).

Wie hier dargestellt, spielen in dem Konzept Connells Unterschiede zwischen Männern eine große Rolle. Er betont, dass Männlichkeit nicht als Einheit verstanden werden darf, dass sie historischem, sozialen Wandel unterliegt, dass sie durch andere Differenzlinien Spaltungen und ‚Umordnungen‘ erfährt. So sollte von Männlichkeit nur im Plural gesprochen werden: als Männlichkeiten. Connell beschreibt Männlichkeiten als in den Verhältnissen von Hegemonie und Unterordnung und Marginalisierung und Ermächtigung organisiert. Damit fordert er ein dynamisches Verständnis von

Männlichkeiten, das über die einfache Organisation entlang anderer Differenzen und Merkmale hinausgeht. Statt Typologien oder Charakterstudien bestimmter Männlichkeiten aufzustellen, die immer wieder nur Scheinhomogenität erzeugen würden und Unterschieden nicht genug Rechnung tragen würden, müssen mit Connell die Relationen, in denen sich Männlichkeiten zueinander befinden, untersucht werden.

Allerdings folgt Connell diesem Maßstab selbst nicht konsequent, indem er die obengenannten Männlichkeiten zwar als Positionen innerhalb eines Verhältnisses, aber doch relativ statisch beschreibt. Außerdem beweist er zumindest in dem Punkt der von ihm beschriebenen marginalisierten Männlichkeit, bzw. in dem Verhältnis zwischen Marginalisierung und Ermächtigung, zu wenig analytische Sorgfalt, indem er dieser Relation das große Feld all der Fälle zuordnet, in denen nicht nur interne Relationen der Geschlechterordnung, sondern andere Strukturen eine Rolle spielen. Die Vielzahl und die Diversität dieser Fälle nur mit der Relation von Marginalisierung und Ermächtigung zu fassen, scheint doch ein wenig vereinfacht. Konsequenterweise würde das bedeuten, dass z.B. Männer ethnischer Minderheiten oder alle Männer, die nicht der deutschen Mehrheitsgesellschaft angehören, marginalisierte Männlichkeiten haben oder darstellen. Interne Relationen dieser – großen – Gruppe lassen sich so nicht erkennen und untersuchen.

Ebenfalls relativ unbestimmt bleibt der Schlüsselbegriff in Connells Theorie: der der hegemonialen Männlichkeit. Obwohl häufig rezipiert und in verschiedenen Zusammenhängen aufgegriffen (vgl. z.B. Spohn 2002; Meuser 1998; Brandes 2002), ist nach wie vor offen, was unter hegemonialer Männlichkeit „inhaltlich“ zu verstehen ist (vgl. Scholz i. E.: 37). Connell nennt zwar an verschiedenen Stellen Leitbilder hegemonialer Männlichkeit, (vgl. Connell 1998: 37f), aufgrund welcher inhaltlichen Bestimmungen er gerade diese als gegenwärtig hegemonial ausmacht, begründet er jedoch nicht ausreichend und nachvollziehbar.

Untersucht und eingebunden in die Theorie ist bei Connell die Wirkung von Sexualität und sexueller Orientierung in die relationalen Verhältnisse innerhalb von Männlichkeit. Ein Punkt, der in den Theoriekonzeptionen von Bourdieu und Meuser (vgl. Kapitel 2.2 und 2.3) zu wenig Beachtung findet.

Die Stärke des Konzept Connells, die es auch für die Untersuchung der Konstruktion in Biographien von Migranten interessant werden lassen könnte, besteht in der Betonung von Differenzen und Heterogenität unter Männern, ohne dabei, das gewährleistet der Begriff der patriarchalen Dividende, den grundsätzlichen Vorteil von

Männern gegenüber Frauen aus den Augen zu verlieren. Komplexe Relationen als Ergebnis sich überschneidender Wirkungen verschiedener Differenzen können so potenziell besser (be-)greifbar gemacht werden als mit statischen Geschlechterkonzepten. Trotzdem bleibt die Unbestimmtheit seiner Begriffe jedoch ein Problem.

2.2 Der vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Habitus

Das Konzept des Habitus als „strukturierende (...) [und] strukturierte Struktur“ (Bourdieu 1998: 279) wurde von Bourdieu ursprünglich im Rahmen der Forschung über Klassenzugehörigkeiten entwickelt. Der Habitus ist, wie die Definition sagt, eine Struktur, die durch die Handelnden strukturierend auf die soziale Welt einwirkt und zugleich durch die soziale Welt strukturiert ist. Der Habitus ist Wahrnehmungsmuster, dem z.B. die Einteilung in soziale Klassen zugrunde liegt und das diese ständig reproduziert, er ist aber auch Handlungsmuster und als solches ebenso bestimmt durch die jeweilige Sozillage des Akteurs oder der Akteurin wie es diese über das Handeln manifestiert. Der Habitus ermöglicht die Orientierung in der sozialen Welt und generiert gleichzeitig Differenzen und soziale Ungleichheit (vgl. Meuser 1998: 108).

Der Begriff ist jedoch nicht nur im Bezug auf Klassenzugehörigkeit zu verwenden, sondern kann auch auf andere Differenzen, wie Geschlecht, angewendet werden. Bourdieu tut dies selbst in seinem 1997 auf deutsch erschienenen Aufsatz „Die männliche Herrschaft“. Wie schon andere feministische TheoretikerInnen vor ihm (vgl. z.B. Gildemeister/Wetterer 1992; Butler 1991 u.a.) entlarvt auch er die Geschlechtertrennung als Konstruktion. Er erkennt im Geschlechterverhältnis ein naturalisiertes, essentialisiertes „System von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungskategorien“ (Bourdieu 1997a: 159), welches symbolisch in allen Bereichen des sozialen Lebens auftaucht, indem Gegenstände und Praktiken als ein System von Gegensätzen erscheinen, das sich auf die symbolische Einteilung in männlich und weiblich zurückführen lässt. Auch Körper unterliegen dieser Einteilung, sie sind nichts, dem von Natur aus Bedeutung gegeben ist, sondern werden durch die soziale Welt konstruiert und dazu gebracht, „stets mehr oder weniger gegen die (biologische) Natur, jede kulturelle Identität anzunehmen, die ihnen abverlangt wird“ (Bourdieu 1997a: 168).

Trotzdem Geschlecht sozial konstruiert ist, entzieht es sich in vielen Fällen genauer sozialwissenschaftlicher Betrachtung. Bourdieu erklärt dies mit der Naturalisierung von

Geschlecht. Innerhalb der sozialen Welt macht er ein vergeschlechtlichtes Denk- und Wahrnehmungsmuster aus, das durch diese auf die Körper angewandt wird und einwirkt. So erhalten anatomische Unterschiede zwischen den Geschlechtern eine distinkte Bedeutung und rechtfertigen die gesellschaftliche Unterteilung der Geschlechter, deren Produkt sie, in ihrer Funktion als Unterscheidungsmerkmal, sind⁶. Geschlecht erscheint so als natürliche Gegebenheit, die Biologie dient als Erklärung eines gesellschaftlichen Unterschiedes, obwohl sie selbst eine gesellschaftliche Konstruktion ist.

Ebenso universal und essentialisiert wie die Geschlechtertrennung ist nach Bourdieu die Herrschaft des Mannes in diesem System (vgl. Bourdieu 1997a: 160). Dieses Herrschaftsverhältnis wird legitimiert, indem es „in etwas Biologisches [eingeschrieben wird], das seinerseits eine biologisierte gesellschaftliche Konstruktion ist“ (Bourdieu 1997a: 175). Die Herrschaft des Mannes betrachtet Bourdieu als untrennbar mit dem System der Geschlechtertrennung verbunden. Dieses geschlechtliche Herrschaftsverhältnis ist in die Körper eingeschrieben und verobjektiviert sich im Handeln, im Denken, Fühlen und in der Wahrnehmung. Es äußert sich weniger über direkte Gewaltwirkung, sondern manifestiert sich vielmehr auf einer symbolischen Ebene, auf der den Geschlechtern verschiedene symbolische Sphären zugeordnet sind. Männer besetzen darin den öffentlichen Raum, sie sind soziale Akteure und eignen ökonomische und politische Macht. Frauen wird der private Raum zugeordnet, sie reproduzieren symbolisches und soziales Kapital und dienen als Objekt symbolischer Tauschakte, die sich in Heiratsmärkten und Verwandtschaftsbeziehungen niederschlagen (vgl. Bourdieu 1997: 203 ff). Bourdieus Skizzierung männlicher Herrschaft kann so als „paradigmatische Form symbolischer Herrschaft“ (Villa 2000: 48) betrachtet werden.

Analog zu der oben vorgestellten Definition des Habitus als „strukturierende und strukturierte Struktur“ wirkt der Habitus innerhalb dieses Geschlechterverhältnisses als „vergeschlechtlichter und vergeschlechtlichender Habitus“ (Bourdieu 1997a: 167). Er

⁶ Hier unterscheidet Bourdieu sich von anderen TheoretikerInnen, da er sich auf einen biologischen Körper bezieht, dem in der sozialen Welt eine Bedeutung zugesprochen wird. So sprechen sich zum Beispiel Gildemeister/Wetterer (1992) und Butler (1991) gegen die Annahme vordiskursiver Körper aus. Dieser sicherlich wichtige Unterschied der Theorien sei hier nur am Rande erwähnt, da er für die vorliegende Arbeit nicht von Bedeutung ist. Die Männer der vorliegenden Forschung gehen selbstverständlich und dem gesellschaftlichen Diskurs entsprechend von der Natürlichkeit ihres Geschlechts aus. Ihre Körper sind insofern auf jeden Fall Ausdruck und Ergebnis sozialer Praxis. Ob etwas, und wenn, wie viel davon vordiskursiv ist, soll uns nicht interessieren, da es hier primär um die (Re-)Konstruktion des Geschlechts in der biographischen Erzählung, die auf jeden Fall Produkt und Produzentin von Diskursen ist, geht.

ist durch die allgegenwärtige symbolische Trennung der sozialen Welt vergeschlechtlicht, wirkt aber strukturierend auf die soziale Welt ein und ist in diesem Sinne auch vergeschlechtlichend (vgl. Bourdieu 1997a). Der geschlechtliche Habitus ist kein den sozialen Akteuren äußerliches Phänomen, sondern ist in die Körper eingeschrieben und dient der Orientierung im sozialen Raum. Er strukturiert Handlung und soziale Wirklichkeit. Im Vergleich zum Klassenhabitus ist der geschlechtliche Habitus stärker naturalisiert, so dass der Aspekt der gesellschaftlichen Konstruktion des Herrschaftsverhältnisses, welches er produziert und strukturiert, praktisch unsichtbar wird. Dies und grundsätzliche „Beharrungskräfte“ (Bourdieu 1997a: 171) des Habitus lassen Bourdieu von der Vorstellung, der Habitus könne durch „Willensanstrengung“ (ebd.) aufgehoben werden, Abstand nehmen.

Soziale Praxis und Handeln sind im Habitus von entscheidender Bedeutung. Sie machen ihn zwar nicht alleinig aus, da er auch Produkt und Produzent sozialer Struktur ist, stellen jedoch eine wichtige Dimension innerhalb des Konzepts dar. Diese Vorstellung korrespondiert mit dem Ansatz der ethnomethodologischen Geschlechterforschung, demnach Geschlecht nicht nur Sein, sondern vor allem auch Tun ist: „doing gender“ (West/Zimmermann 1987). Mit dem Konzept des doing gender richtet sich der Fokus der Forschung auf die praktische Konstruktion von Geschlecht im Handeln. Zu kurz greift der Ansatz allerdings da, wo strukturelle Unterschiede in den Blick genommen werden sollen, sie lassen sich mit diesem Konzept gar nicht oder nur schwer fassen – der Fokus ist ein anderer. So bleibt die Einbindung des Geschlechts in sozialstrukturelle Gegebenheiten unberücksichtigt (vgl. Meuser 1998: 62ff/112ff; Meuser 2000: 50ff). Hier bietet das Habitus-Konzept einen Ansatz, über das Handeln der einzelnen sozialen Akteure hinauszublicken, ohne Handelnde lediglich als Opfer der Struktur zu sehen, „weil es, zumindest dem Anspruch nach, sowohl einen intelligiblen Akteur kennt als auch die prägende Kraft sozialstrukturell bedeutsamer Zugehörigkeiten berücksichtigt“ (Meuser 2000: 57). So kann die Übertragung des Habituskonzepts auf das Geschlechterverhältnis eine Chance bieten, strukturtheoretische Ansätze der Geschlechterforschung mit handlungstheoretischen zu verknüpfen, bzw. letztere um eine strukturelle Komponente zu erweitern (vgl. Meuser 2000).

Mit dem Begriff des Habitus lassen sich Gemeinsamkeiten im Handeln innerhalb bestimmter sozialer Gruppen zum Ausdruck bringen, wie Bourdieu in seinem Buch „Die feinen Unterschiede“ (1998) am Beispiel des „Klassengeschmacks“ zu zeigen versteht.

Von gemeinsamen Habitualisierungen innerhalb einer der zwei gesellschaftlich konstruierten Geschlechtsgruppen ausgehend, könnte trotz aller Differenzen und Verschiedenheiten innerhalb der Gruppe der Männer nach spezifischen Ausdrucksformen eines vergeschlechtlichten und vergeschlechtlichenden Habitus gesucht werden. Dies könnte ein Instrumentarium zur Untersuchung von Männlichkeit in Verbindung mit anderen sozialstrukturellen Differenzen darstellen, es könnte sich aber auch als ein zu statisches und deterministisches Konzept erweisen, das den Blick auf Differenzen innerhalb der Kategorie „Mann“ verstellt.

Bourdieu selber hat sein Konzept des vergeschlechtlichenden und vergeschlechtlichten Habitus nicht mehr sehr differenziert ausgearbeitet. Obwohl es einige Interviews und Kontroversen mit ihm zum Thema gibt, beschränken sich die theoretischen Ausführungen auf, verglichen mit dem Gesamtwerk und vor dem Hintergrund der Komplexität und Bedeutung des Themas, wenige Seiten. Er spricht darin selbst sowohl vom „vergeschlechtlichten und vergeschlechtlichenden Habitus“ (Bourdieu 1997a: 167), als auch vom „männlichen Habitus“ (ebd.: 203). Ich möchte die Problematik einer ‚Gratwanderung‘ zwischen einem statischen und homogenisierenden Habituskonzept und der dynamischeren Vorstellung des Habitus als einer strukturierend wirkenden Struktur am Beispiel des Umgangs Michael Meusers mit dem Konzept des männlichen Habitus im folgenden Kapitel aufzeigen.

2.3 Der männliche Habitus

Dazu möchte ich hier auf Michael Meuser eingehen, der in seiner Forschung über „kollektive Orientierungen von Männern“ mit dem Konzept des männlichen Geschlechtshabitus gearbeitet hat und seine Aussagen über den männlichen Habitus mittels des Verfahrens der „grounded theory“ aus der Interpretation von Daten gewonnen hat (vgl. Meuser 1998: 116).

Meuser vertritt die These, dass es pro Geschlecht genau einen Habitus, also einen männlichen und einen weiblichen gibt, innerhalb dessen sich aber verschiedene Ausprägungen von Männlichkeit und Weiblichkeit zeigen können (vgl. Meuser 1998: 115)⁷.

⁷ Im Weiteren ist bei Meuser – und so wird es auch hier der Fall sein – nur noch von Männlichkeit die Rede, nicht von Weiblichkeit, obwohl er Frauen zunächst mit einbezieht, wenn er sagt, dass es auch für sie nur einen Habitus gibt. Weitere Aussagen über Weiblichkeit oder den weiblichen Geschlechtshabitus tätigt er nicht, da sein Forschungsprojekt sich, wie das vorliegende, ausschließlich mit Männern befasste (vgl. Meuser 1998: 116). Es ist nicht unbedingt davon auszugehen, dass sich ein weiblicher Habitus immer spiegelbildlich zu einem männlichen verhält. Auch hier steht jedoch Männlichkeit im Mittelpunkt

In seiner Forschung befragte er Männer zu ihren Einstellungen und Deutungsmustern in Bezug auf Männlichkeit, indem er mit verschiedenen Gruppen von Männern Diskussionen zu der Frage „Was heißt es oder was bedeutet es für Sie/Euch ein Mann zu sein“, führte (ebd.: 179). Obwohl sich in der Auswertung der Daten große Unterschiede zwischen den Männern der sogenannten „präfeministischen“ und der „feministischen Generation“, sowie zwischen Männern unterschiedlicher Gruppen und Milieus zeigten (vgl. Behnke/Meuser 1999: 59ff, Meuser 1998), kommt Meuser zu der Bestätigung seiner These, dass es nur einen Habitus pro Geschlecht gibt. Die Differenzen zwischen den Männern unterschiedlicher Milieus und Generationen fasst er mit dem Begriff der „habituellen Sicherheit“. Habituelle Sicherheit kennzeichnet den Grad der Übereinstimmung des individuellen Lebens mit den Anforderungen des männlichen Habitus (vgl. Meuser 1998: 119). Wer sich in habitueller Sicherheit befindet, lebt dem männlichen Habitus gemäß und nimmt diesen auch als positiv an. „Habituelle Sicherheit“ so Meuser „(...) ist positiv angenommener Zwang“ (ebd.). In seiner Untersuchung findet er bei den Männern sowohl Gruppen, die große habituelle Unsicherheit zeigen, als auch habituell sehr sichere vor.

Tendenzen, die die Selbstverständlichkeit des männlichen Habitus in Frage stellen könnten, wie Frauen in Führungspositionen oder Frauen als Familienernährerinnen, werden dabei von habituell sicheren Männern mittels „Nihilisierungs- und Normalisierungsstrategien“ ignoriert und integriert (Meuser 1998: 192ff). Die habituelle Sicherheit der Männer wird so von äußeren Veränderungen im Verhältnis zwischen Männern und Frauen nicht angegriffen. Geschlecht erscheint, ebenso wie das (Ungleichheits-)Verhältnis zwischen den Geschlechtern, als etwas „fraglos Gegebenes“, das nicht kommuniziert wird (vgl. ebd.: 184ff). Habituelle Verunsicherung findet Meuser hingegen bei Männern, für die ihr Geschlecht Gegenstand ständiger Reflexion ist, denen es somit nicht mehr als „fraglos gegeben“ erscheint (vgl. ebd.: 224 ff).

Das Erleben von Männlichkeit als fragloser Gegebenheit gilt so als konstitutiv für habituelle Sicherheit. Wird Männlichkeit zum Thema der Auseinandersetzung, wird sie diskursiviert, so ist sie nicht länger Selbstverständlichkeit und – so lassen es zumindest die Ergebnisse der Forschung Meusers erkennen – die Männer, die ihre Männlichkeit nicht länger als selbstverständlich und fraglos gegeben erleben werden habituell verunsichert.

der Analyse, insofern steht weiterhin nur der männliche Habitus zur Debatte. Aussagen zu Weiblichkeit zu treffen sei Teil anderer Forschungsarbeiten, die explizit dies zum Thema haben.

Über diese Dimension habitueller Sicherheit fasst Meuser Differenzen zwischen Männern, gemein ist damit allen Männern *ein* männlicher Habitus, der mit dem Leben der Männer unterschiedlich korrespondiert. Der männliche Habitus, so stellt Meuser fest, äußert sich in vielen Dimensionen, in der Eigenschaft des Mannes als Familienoberhaupt, in der er verantwortlich für das Wohl der Familie zeichnet, aber auch in physischer Gewalt, im Handeln als Beschützer sowie in Hypermaskulinität. So gehört eine Handlung wie die des Türaufhaltens als männlicher Kavalier ebenso zum Repertoire des männlichen Habitus wie extreme Dominanzbekundungen gegenüber anderen Männern und Frauen (vgl. Meuser 2000: 60). Der Begriff des männlichen Habitus, wie Meuser ihn verwendet, beinhaltet somit zahlreiche Dimensionen männlicher Verhaltensweisen.

Trotzdem stellt sich die Frage, ob er ausreicht, Differenzen zwischen Männern zu fassen oder ob er nicht, angewandt wie bei Meuser, vielmehr dazu führt, Ähnlichkeiten zwischen Männern zu betonen und Unterschiede zu verwischen. Meuser muss sich die Frage gefallen lassen, ob die Dimension habitueller Sicherheit ausreicht, Ungleichheiten unter Männern zu definieren, oder ob auf diese Weise nicht das Konzept des Habitus inkonsistent wird. Wenn habituelle Sicherheit den Grad der Übereinstimmung des Lebens mit dem männlichen Habitus kennzeichnet (s.o.), es also möglich ist, dem Habitus gemäß oder widersprechend zu leben, steht das im Widerspruch zu den von Bourdieu angeführten „Beharrungskräften“ des Habitus, die Meuser jedoch eigentlich bestätigen möchte. Meuser verdeutlicht die Schwierigkeit, sich dem Habitus zu entziehen und führt den Terminus habitueller Unsicherheit ein, um die Probleme, die sich aus einem Entziehen ergeben, zu verdeutlichen. Darüber vernachlässigt er jedoch, dass der Habitus eine inkorporierte Struktur ist, die sich nicht einfach ablegen lässt, bzw. der ‚mann‘ sich nicht durch bloße Reflexion des Verhaltens und eventuelle Verhaltensänderungen entzieht. Der Habitus ist kein Leitmotiv, an dem sich männliches Leben orientiert oder nicht, mit dem es übereinstimmt oder nicht. Dem Verständnis vom Habitus nach, das Bourdieu anführt und dem Meuser, zumindest seinen theoretischen Ausführungen nach, folgt, muss das individuelle männliche Leben mit diesem übereinstimmen, das heißt, die Männer eignen in jedem Fall einen vergeschlechtlichten Habitus, da dieser innerhalb des zweigeschlechtlichen sozialen Raums in die naturalisierten Körper von Männern eingeschrieben ist. Bei Meuser aber wird der männliche Habitus, quasi durch die Hintertür der habituellen Sicherheit oder Unsicherheit zu einem Leitmotiv, ähnlich wie es hegemoniale Männlichkeit in Connells Theorie ist.

Meuser vertritt auf der einen Seite die Vorstellung eines sehr starken, undynamischen Habitus. Auf der anderen Seite benutzt er ihn wie ein Leitmotiv, zu dem sich das individuelle männliche Leben in Übereinstimmung befinden kann oder auch nicht. Diese Sichtweise forciert die Optionalität, vor der er warnt. Das Konzept des männlichen Habitus wird inkonsistent.

2.4 Hegemoniale Männlichkeit und vergeschlechtlichter Habitus – eine Gegenüberstellung

Es würde die theoretische Ausrichtung und Intention der angeführten Wissenschaftler verfälschen, würden sie hier als gegensätzlich dargestellt. Ihre Konzepte weisen große Gemeinsamkeiten auf. Gerade im Bezug auf die Verknüpfung von Struktur und Handlung schlagen sie ähnliche Wege ein. Sowohl Connell als auch Bourdieu, im Anschluss an beide auch Meuser, betonen die Bedeutung sozialer Praxis für die Konstruktion von Geschlecht. Geschlecht wird in sozialer Praxis konstruiert, unterliegt aber strukturellen Einflüssen. Bei Bourdieu manifestiert sich dieses Wechselspiel zwischen Struktur und Handlung im Habitus, der einerseits strukturierend wirkt, andererseits aber auch Ergebnis von Strukturen ist, bei Connell in den körperreflexiven Praxen: „Körperreflexive Praxen formen Strukturen (und werden von diesen geformt), die historisches Gewicht und Stabilität aufweisen“ (Connell 2000: 84). Beide sprechen sich gegen eine Vorstellung von Geschlecht als frei wählbarer Alternative aus und sehen Praxis als in Strukturen eingebunden, die von ihr selbst (re-)konstruiert werden⁸.

Die körperreflexiven Praxen erklären bei Connell die Einbeziehung der Körper in den sozialen Prozess (Connell 2000: 84), bleiben in der Connell-Rezeption allerdings weitgehend unbeachtet (vgl. z.B. Scholz i. E., Spohn 2002, Meuser 1998). Dies ist allerdings auch Connells eigener Behandlung dieses Aspekts zuzuschreiben, der, wie leider auch andere Begriffe innerhalb seiner Theorie, relativ inhaltsleer bleibt, bzw. nicht konsequent in die Theorie eingebunden wird. So wird von Scholz hegemoniale Männlichkeit als „das Scharnier zwischen beiden Ebenen [Struktur und Handeln, K.H.]“ (Scholz i. E.: 36) und somit als dem Habitus vergleichbar gesehen. Sie präzisiert diesen Begriff, der auch bei Connell selbst wesentlich zentraler erscheint als der der

⁸ Parallelen und Ähnlichkeiten zwischen Bourdieu und Connell werden von verschiedenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern konstatiert, so zum Beispiel von Scholz (i. E.), Meuser (1998) und Brandes (2002). Letzterer weist darauf hin, dass Connell selber im persönlichen Gespräch Bourdieus Ansatz als zu funktionalistisch kritisiert habe (Brandes 2002: 61).

körperreflexiven Praktiken, dahingehend, dass sie anregt, ihn als „den *Modus*, mittels dessen *männliche Hegemonie* in einer Gesellschaft immer wieder hergestellt wird“ (ebd.: S. 31 Hervorh. i.O.) zu verstehen. Vor dem Hintergrund der inhaltlich unbestimmten Verwendung des Begriffs durch Connell selbst argumentiert Scholz, „dass der Begriff hegemoniale Männlichkeit für eine Konzeptionalisierung von Männlichkeit tragfähig ist,“ (ebd.: 31), allerdings nur, wenn er wie oben dargestellt als Konstruktionsmodus definiert werde. In dieser Lesart ist der Begriff auf einer ähnlichen Ebene wie der Habitus-Begriff angesiedelt.

Während Connell jedoch die Beziehungen und Unterschiede von Männern untereinander in den Mittelpunkt seiner Analyse stellt, steht bei Bourdieu die männliche Dominanz gegenüber Weiblichkeit im Vordergrund. Connell betont in seiner Konzeption verschiedener Männlichkeiten die Unterschiede in möglichen Handlungsmustern, ihre Relationalität und Historizität. Dagegen hat bei Bourdieu männliche Herrschaft einen überhistorischen, universalen Charakter, der vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Habitus bleibt als Inkorporation des symbolischen Herrschaftsverhältnisses statisch.

Gerade in dem Punkt der Universalisierung der männlichen Herrschaft kann Bourdieu, der die Naturalisierung des Geschlechterverhältnisses als konstitutiv für die Unhinterfragbarkeit der männlichen Herrschaft ansieht, selbst eine „Quasi-Naturalisierung“ derselben vorgeworfen werden (vgl. Kröhnert-Othman/Lenz 2002: 167). Der vergeschlechtlichte Habitus erscheint bei ihm nicht dynamisch, das Geschlechterverhältnis in seiner Darstellung der männlichen Herrschaft, demnach alleinig Männer als handelnde Subjekte auftreten können, Frauen auf Objekthaftigkeit beschränkt sind, verhältnismäßig unkomplex. So bietet diese Sichtweise keinen Platz für Differenzen innerhalb von Geschlechtskategorien, seien sie nun hervorgerufen durch Verschränkungen mit anderen Differenzlinien oder aber „interne Relationen der Geschlechterordnung“ (Connell 2000: 101), um bei Connell zu bleiben. Auch Situationen, in denen Frauen Macht über Männer ausüben, wie z.B. Situationen, „in denen reiche, weiße heterosexuelle Frauen z.B. Arbeitgeberinnen von Männern aus der Arbeiterklasse oder Förderinnen homosexueller Männer sind oder politische Macht über schwarze Männer ausüben“ (Carrigan/Connell/Lee 1996: 60) – in Connells Konzeption durchaus mitgedacht – finden bei Bourdieu keine Berücksichtigung. Dieser undynamische, die Komplexität reduzierende Umgang mit Geschlecht erstaunt vor allem, da Bourdieus Theorie des sozialen Raums sonst gerade deshalb von großem analytischen Nutzen ist,

da sie die Möglichkeit eines „theoretischen Rahmenkonzeptes [bietet], in dem die Vermittlungen von Klasse, Ethnizität und Geschlecht ausgeleuchtet werden können“ (Kröhnert-Othman/Lenz 2002: 159).

In dem Begriff des vergeschlechtlichten Habitus findet sich ein Ansatz, Gemeinsamkeiten von Männern zu fassen. Er bietet eine sinnvolle Verknüpfung von Struktur- und Handlungsebene und stellt eine theoretischen Begrifflichkeit, mit der die Bedeutung sozialer Ungleichheit auf die Körper erfasst werden kann (vgl. Villa 2000), ebenso wie die Beeinflussung des Handelns und Wahrnehmens durch Strukturen. Gerade in dieser Dimension des Handelns und Wahrnehmens, als Deutungs- und Orientierungsmuster, geht der Habitus über das hinaus, was Connell als „körperreflexive Praktiken“ bezeichnet und schließt Wirkungen ein, die bei Connell im Begriff der hegemonialen Männlichkeit zu verorten sind. Allerdings muss hier, gerade vor dem Hintergrund der oben angeführten Kritik an Bourdieu, darauf geachtet werden, den Habitus nicht zu statisch zu fassen, und nicht der Versuchung zu erliegen, mit Hilfe des vergeschlechtlichten Habitus eine Scheinhomogenität einer Geschlechtsgruppe zu kreieren, die sämtlichen Versuchen der Geschlechterforschung der letzten Jahre auf die Uneinheitlichkeit des geschlechtlichen Subjekts hinzuweisen, zuwiderliefe.

So hilfreich es auch scheinen mag, mit dem männlichen Habitus einen Begriff zu haben, mit dem sich *das* spezifisch männliche Handeln und Wahrnehmen scheinbar definieren und beschreiben lässt, so sehr ist doch vor der Gefahr des Homogenisierens zu warnen. In der Frauenforschung wird schon lange die Erkenntnis vertreten, dass es *das* spezifisch Weibliche nicht gibt. Ebenso scheint es fraglich, dass es einen spezifisch männlichen Habitus, der ausschließlich als männliche typisierte Verhaltens- Denk- und Wahrnehmungsweisen enthält, gibt. Stattdessen erscheint angemessener, von der Vergeschlechtlichung des Habitus zu sprechen, dass heißt von der Beeinflussung des Habitus durch die zweigeschlechtliche, heterosexuelle Struktur des sozialen Raums auszugehen, die aber verschiedene Handlungen und auch Denk- und Wahrnehmungsweisen hervorbringen kann. Diese Beeinflussung wirkt als Prozess auf weiblich oder männlich vergeschlechtlichte Menschen sicherlich unterschiedlich, die direkte und unverbrüchliche Anbindung des vergeschlechtlichten Habitus an den scheinbar natürlichen Körper macht diesen jedoch in seiner vordiskursiven Funktion zu stark, vor allem konkrete Handlungen an diesen Habitus gebunden und alleinig durch ihn erklärt werden. Das Ausgehen von einem, und nur einem männlichen Habitus verwischt so

nicht nur Differenzen unter Männern, es kann auch allzu leicht zu einer Naturalisierung oder Essentialisierung ‚männlicher‘ Verhaltensweisen führen, die über diese Begrifflichkeit an einen männlichen (vordiskursiven) Körper gebunden werden. Die Annahme, dass der Habitus vergeschlechtlicht ist, muss nicht zu einem statischen Begriff des männlichen (und weiblichen) Habitus führen.

Im Bourdieuschen Sinne ist der Habitus aber auch kein Leitmotiv, wie es Meuser implizit nahe legt (vgl. Kapitel 2.3), sondern eine inkorporierte strukturierende und strukturierte Struktur; er ist die Schnittstelle zwischen sozialer Welt und Körper, die Erklärung dafür, wie das Soziale, die Symbolik des Geschlechterverhältnisses die Körper formt, auf Wahrnehmungsweisen wirkt und dadurch immer wieder reproduziert wird⁹. In dieser Funktion, als vergeschlechtlichter und vergeschlechtlichender Habitus, kann er für eine Analyse des vergeschlechtlichten Seins in der Welt hilfreich und sinnvoll sein.

Bourdieu verwendet den Habitusbegriff in dieser Form, indem er die Dimension des Geschlechts in den Habitus einfügt und ihn für „vergeschlechtlicht“ erklärt. Möglicherweise ist diese Herangehensweise auch der Auffassung geschuldet, der Habitus sei primär geprägt durch die Klassenlage, für Bourdieu wohl nach wie vor – auch wenn er sich, direkt gefragt, nicht festlegen will (vgl. Bourdieu 1997 b) – die primäre Strukturkategorie. Zumindest ist Geschlecht, soviel steht für ihn fest, nicht die „Hauptvariable“ (Bourdieu 1997 b: 224) sozialer Differenzierung. Auch der ‚Klasse‘ gesteht er diese Funktion insofern nicht zu, dass er sich nicht darauf festlegen lässt, statt vom „Geschlechtshabitus“ vom „vergeschlechtlichten Klassenhabitus“ zu sprechen. Stattdessen erklärt er den Habitus für „immer gesellschaftlich und geschlechtlich konstruiert“ (Bourdieu 1997b: 225)¹⁰. Verschiedene Differenzen gegeneinander auszuspielen und gegeneinander aufzuwiegen kann nicht Sinn und Zweck einer Soziologie sein, die soziale Ungleichheit zum Thema hat. Stattdessen muss es darum gehen, Ungleichheit sichtbar zu machen, auch und gerade in Verschränkungen und

⁹ Villa weist darauf hin, dass bei Bourdieu unklar bleibt, „durch welche Prozesse das Soziale in den Körper kommt“. Aus körpersoziologischer Perspektive, folgert sie, bleiben seine Ergebnisse daher unbefriedigend (Villa 2000: 50). Für diese Perspektive mag das zutreffen, für eine allgemeinere geschlechtersoziologische Auseinandersetzung ist es aber zunächst ein analytischer Gewinn, eine Begrifflichkeit zu haben, die kennzeichnet, dass das Soziale in den Körper kommt und wo es sich dann manifestiert und einwirkt: im Habitus.

¹⁰ Eine Vermittlung von Klasse und Geschlecht versuchen Frerichs/Steinrücke (1997) in ihrer Untersuchung von Paaren verschiedener sozialer Positionen. Allerdings dreht sich ihre Analyse weitgehend um die Frage, welcher Strukturkategorie Vorrang einzuräumen ist und weniger um die Art und Weise des ineinander und aufeinander Einwirkens.

Überschneidungen verschiedener Differenzen. Die Frage nach dem *Wie?* der Vermittlung verschiedener Strukturen und Differenzen im Habitus kann mit dem einfachen Verweis auf dessen gesellschaftliche und geschlechtliche Definition jedoch nicht beantwortet werden.

Den Habitus einzugrenzen auf einen männlichen und einen weiblichen Habitus verfestigt die Dichotomisierung der Welt in zwei, und nur zwei Geschlechter, verstellt den Blick auf Brüche und Differenzen innerhalb von Geschlechtskategorien und verhindert, die marginalisierten Formen im ‚Dazwischen‘ wahrzunehmen. *Queeres* und Uneinheitliches wird so durch eine analytische Kategorie, die nur männlich und weiblich kennt, wieder unsichtbar.

Geschlecht ist nicht frei wählbar, das geschlechtliche Sein ist eingebunden in soziale Strukturen, die Möglichkeiten des Aufweichens und Brechens dieser Strukturen sind sehr begrenzt. Die Konzentration auf Geschlecht als Konstruktion, sei sie nun sozial oder diskursiv, die Betonung von Differenzen unter Männern darf und soll nicht zu einer Relativierung patriarchaler Herrschaftsverhältnisse führen. Meuser sieht die Gefahr, dass bei einer Überbetonung von Differenzen die Bedeutung sozialstruktureller Einbindungen verwischt werden könnte und anstelle eines Bildes von Differenzen in der Kategorie Männlichkeit, die Männer einbinden und beeinflussen, ein Bild von Optionalität entsteht. Darüber hinaus verstelle der ausschließliche Fokus auf Verschiedenheiten unter Männern den Blick auf die Ungleichheit zwischen Männern und Frauen (vgl. Meuser 2000). Wenn auch sozialstrukturelle Einbindungen außerhalb von Geschlecht Ungleichheiten und Hierarchien unter Männern produzieren und Konkurrenz unter Männern eine bedeutende Rolle bei der Konstruktion von Männlichkeit spielt, so findet diese Konstruktion auf der gesellschaftlichen Ebene doch immer auch in Opposition zu Weiblichkeit statt. Sowohl Connell, als auch Bourdieu verweisen darauf, dass es auf jeder Ebene der Ungleichheiten unter Männern immer wieder die Differenz all dieser Männer zu Frauen gibt. Bourdieu spricht überaus deutlich von „männlicher Herrschaft“ (Bourdieu 1997 a), Connell verweist darauf, dass bei allen Ungleichheiten untereinander Männer innerhalb patriarchal strukturierter Gesellschaften Profiteure der „Patriarchalen Dividende“ sind (vgl. Connell 2000), die sie zwar in unterschiedlicher Höhe, aber im Gegensatz zu Frauen doch überhaupt, erhalten.

Ob, und wenn ja inwieweit, die hier dargestellten Theorien hilfreich für die Frage nach der Konstruktion von Männlichkeit in biographischen Erzählungen von Migranten sind, wird letztendlich erst der empirische Teil dieser Arbeit zeigen können. Schon zu diesem Zeitpunkt muss jedoch festgestellt werden, dass beide Theoriekonzepte, sowohl das von Connell als auch das von Bourdieu, kein – oder im Falle Connells kein differenziertes – begriffliches Instrumentarium zur Analyse ‚fremder‘ Männlichkeiten bereithalten. Migration und eventuelle kulturelle Differenz, Ethnisierungen und Kulturalisierungen sind in beiden Konzeptionen nicht mitgedacht. Da sich auch hinter diesen Begriffen zahlreiche Bedeutungen und ein weites theoretisches Feld verbergen, sollen sie im nächsten Kapitel eingehend betrachtet werden. Die empirische Analyse wird sich schließlich auch an eine Verknüpfung beider theoretischer Felder wagen müssen, die in den hier dargestellten Theorien über Männlichkeit nicht oder nur halbherzig versucht wurde.

3. MIGRATION, KULTUR, ETHNIZITÄT

Ist im vorangegangenen Kapitel der theoretische Bezugsrahmen von *Männlichkeit* dargelegt worden, so soll es in diesem Kapitel um Migration und ‚Fremdheit‘ gehen. Die schon im Titel der Arbeit auftauchende – leicht ironische – Frage nach ‚fremden Männlichkeiten‘ spielt mit Implikationen, die im Begriff der Migration, bzw. des Migranten und der Migrantin, mitschwingen. So wird in der Regel davon ausgegangen, dass MigrantInnen, zumindest jene aus ‚fremden‘ Ländern, grundsätzlich anders, verschieden ‚von uns‘ sind. Diese unterstellte Differenz kann sowohl als problematisch, als auch als ‚bereichernd‘ wahrgenommen und dargestellt werden. Auf jeden Fall werden MigrantInnen dabei als ‚fremd‘ charakterisiert. Eine solche Sichtweise gilt es im Rahmen einer kritischen Auseinandersetzung in einen Kontext mit bestimmten Deutungen von Kultur, aber auch eines bestimmten, undifferenzierten Umgangs mit Migration zu stellen.

Im Zentrum des dritten Kapitels wird, ausgehend von Forschungen über ‚fremde Männer‘, die Beschäftigung mit theoretischen Konzepten von Kultur stehen. Vor dem Hintergrund einer kritischen Auseinandersetzung mit deterministischen Kulturkonzepten werden Prozesse der Ethnisierung und Kulturalisierung mit ihrer Eingebundenheit in globale Hierarchien in den Blick genommen. Im Anschluss daran wird Migration als Feld solcher Kulturalisierungen und Ethnisierungen zum Thema gemacht. Jene wird in Deutschland meist als individuelles und gesellschaftliches Problem wahrgenommen. Diese verkürzte und eindimensionale Sicht wird in den folgenden Ausführungen differenziert und ergänzt, um schließlich die Bedeutung von Migration für die Biographie des Betroffenen herauszustellen. Zum Schluss wird die Frage nach theoretischen Zugängen zu Migration und Männlichkeit gestellt.

3.1 Fremde Männer in der Forschung

Wie bereits in Kapitel 2 erläutert, spielt die Frage nach Unterschieden und Gemeinsamkeiten unter Männern in der Männerforschung eine wichtige Rolle. Wenn, wie in der vorliegenden Arbeit, die Männlichkeit von Migranten Untersuchungsgegenstand ist, so liegt die Frage nach ‚kulturspezifischen‘ Unterschieden oder auch ‚kulturübergreifenden‘ Gemeinsamkeiten von Männern nahe. Dabei ist die Vorstellung, dass innerhalb verschiedener Kulturen grundsätzlich verschiedene und voneinander zu

trennende Bilder von Männlichkeit oder Männlichkeiten vorherrschen, weit verbreitet (z.B. Gilmore 1991; Bosse 1994).

So vertritt David Gilmore in seiner vielbeachteten Studie von 1991 den Anspruch, „die Art und Weise, in der Menschen verschiedener Kulturen Männlichkeit empfinden und erfahren“ aus einer „kulturübergreifenden Perspektive“ zu untersuchen und zu diesem Zweck „ein Panorama von Männlichkeitsbegriffen in westlichen und nichtwestlichen Kulturen und Überlieferungen [zu] entfalten“ (Gilmore 1991:1). Neben dem Dualismus westlich – nicht-westlich, den Gilmore hier zugrundelegt und auf dessen Problematik und diskursives Aufgeladensein später ausführlich eingegangen werden wird, arbeitet Gilmore in seiner Studie mit einem äußerst problematischen Kulturbegriff. Zwar begreift er Männlichkeit als Konstruktion, aber er ersetzt – zumindest zum Teil – den biologischen Determinismus durch einen kulturellen, insofern er Kultur als homogene, klar zu definierende Größe behandelt, die geschlechtliches Verhalten determiniert.

Am Ende seiner Untersuchung der Männlichkeitsvorstellungen in verschiedenen Kulturen kommt Gilmore zu dem Schluss, die Frage nach einer „Tiefenstruktur der Männlichkeit“, nach einem „allgemeingültigen Archetyp von Männlichkeit“ also nach der Gleichheit, dem Einenden unter Männern überall auf der Welt mit einem „endgültigen Vielleicht“ zu beantworten (Gilmore 1991: 242). Entgegen seiner Hypothese zu Beginn der Forschung hat er dieses Einende, diese „Tiefenstruktur“ nicht gefunden – was angesichts der zahlreichen Differenzen unter Männern, der Heterogenität innerhalb der Geschlechterkategorien, die andere Männer- und GeschlechterforscherInnen zutage fördern und betonen (vgl. z.B. Meuser 1998; Connell 2000) – nicht erstaunt.

Stattdessen kommt er zu dem Ergebnis, dass es unterschiedliche Konzepte von Männlichkeit gibt, die dazu führen, dass Männer in verschiedenen Gesellschaften, in verschiedenen Kulturen unterschiedlich erzogen würden und somit auch unterschiedlich *seien*. Gilmore beobachtet eine Heterogenität von Männlichkeit(en), die sicherlich nicht zu leugnen, jedoch als wissenschaftliche Erkenntnis dann zu kritisieren ist, wenn diese Verschiedenheiten entlang vorher gezogener Kulturgrenzen angesiedelt werden. Damit entfällt die Suche nach Unterschieden der Männlichkeitsbilder, -vorstellungen und -darstellungen *innerhalb* dieser gesetzten Kulturen, die es Connell zufolge geben müsste. Auch Unterschiede und Gemeinsamkeiten, die quer zu den gesetzten Kulturgrenzen verlaufen, werden nicht gesehen. Da der Untersuchung bereits die Vorstellung zugrunde

gelegt wird, es gäbe eindeutig voneinander zu trennende, in sich homogene Kulturgruppen, können Relationen wie Unterordnung und Hegemonie oder verschiedene Vorstellungen hegemonialer Männlichkeit in verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen nicht gesehen werden. So mag es aus anthropologischer Perspektive interessant sein, wenn Gilmore die Initiationsriten verschiedener ‚Kulturen‘ vorstellt, es sagt aber noch nichts über die Gültigkeit dieser Riten, die von den Subjekten von ihren unterschiedlichen Positionen in der Gruppe aus verschieden angeeignet werden, in Zusammenhang mit anderen Strukturen aus. Diese Aneignungsprozesse, die dazu dienen könnten, Unterschiede in Deutungsmustern und Vorstellungen von Männlichkeit aufzuzeigen, vermittelt Gilmore in seinem Überblick über Männlichkeit in verschiedenen Kulturen nicht.

Stattdessen kommt der Autor schließlich doch zu dem Schluss, dass es eine Gemeinsamkeit des Männlichen in der Welt gibt: „Insbesondere ist die immer wiederkehrende Auffassung bemerkenswert, dass wahre Männlichkeit nicht gleichzusetzen sei mit simpler anatomischer Männlichkeit. Männlichkeit wird also nicht als natürlicher Zustand begriffen, der spontan durch biologische Reife eintritt, sondern vielmehr als ein unsicherer und künstlicher Zustand“ (Gilmore 1991: 11). Diese Erzeugung des Geschlechts durch komplizierte Rituale, die Erlangung der geschlechtlichen Identität durch Initiation, bestehe für Frauen so nicht, meint Gilmore feststellen zu können: „Vielmehr wird Weiblichkeit häufiger als biologische Gegebenheit vorausgesetzt, die mit kulturellen Mitteln verfeinert oder verstärkt wird, als dass es bei ihr um (...) traumatische Prüfungen oder ein Entweder – Oder ginge“ (Gilmore 1991: 12). Als eines der zahlreichen Beispiele für schmerzhaftes männliche Initiationsverfahren gilt die Beschneidung, die „bei vielen ostafrikanischen Viehzüchterstämmen“ durchgeführt wird (Gilmore 1991: 13). Gerade dieser Akt ist jedoch nicht nur Männern vorbehalten. Wir wissen, dass es auch Beschneidung von Frauen und Mädchen gibt – auch diese könnte als ein (schmerzhafter) weiblicher Initiationsritus betrachtet werden. Gilmores Schlussfolgerung, Männlichkeit müsse auf oft schmerzhaftem Wege erworben werden, während Weiblichkeit durch biologische Entwicklung den Individuen quasi auf natürlichem Wege zukomme, ist wohl eher der Blickrichtung seiner Forschung zuzurechnen und der Konzentration auf die Produktion und Bedeutung von Männlichkeit. Er ignoriert damit Forschungen und Berichte über entsprechende ‚Herstellung‘ von Weiblichkeit. Gerade die ethnomethodologische Forschung über Transsexualität hat herausgefunden, dass auch zur Herstellung und Aufrechterhaltung von Weiblichkeit komplizierte Praktiken

angewandt werden müssen (vgl. z.B. Hirschauer 1989, Garfinkel 1967). Die einfache Feststellung, Weiblichkeit würde in den meisten Gesellschaften als natürlich gegeben vorausgesetzt, während Männlichkeit in komplizierten und oftmals gefährlichen Ritualen erworben werden müsse, offenbart einen durch eine bestimmte Vorstellung von Geschlecht beeinflussten Blick, durch den die klassische Einteilung, die das Weibliche als biologische Gegebenheit der Natur und das Männliche als an soziale Leistung gebunden der Kultur zurechnet, unreflektiert reproduziert wird (vgl. Brandes 2002: 161ff).¹¹

Ethnologische Studien wie die oben angeführte vermitteln ein Verständnis von Kultur, das mit Leiprecht (2001: 174) als „reduktionistisch – determinierend“ beschrieben werden kann (vgl. Kapitel 3.2). Die jeweils beschriebene Kultur erscheint dabei in sich als homogen und determiniert die ihr zugeordneten Subjekte, in den vorliegenden Fällen bezogen auf ihre Deutungsmuster und Äußerungen von Männlichkeit.

An die Vorstellung von klar voneinander zu trennenden Kulturen, die unterschiedliche Vorstellungen und Lebensweisen von Männlichkeit vermitteln, knüpfen verschiedene Theorien über männliche Migranten an, deren VertreterInnen dann ‚folgerichtig‘ davon ausgehen, dass „beim Aufeinandertreffen von Kulturen auch unterschiedliche Männlichkeiten (und Weiblichkeiten) aufeinandertreffen“ (Brandes 2002: 173). Kultur dient hier als alles erklärende Kategorie, andere Faktoren und strukturelle Bedingungen werden nicht in den Blick genommen. Untersuchungsgegenstand ist dabei gewöhnlich die ‚fremde‘, die ‚andere‘ Kultur, während die eigene, mal als deutsch, mal als westlich betitelte Kultur nicht definiert, sondern anscheinend als bekannt vorausgesetzt und implizit als Maßstab gesetzt wird.

Interessant ist, dass für die durch die westliche Kultur vermittelte Männlichkeit vorausgesetzt wird, dass sich hier Vorstellungen über das, „was den Mann zum Mann macht“ „gewandelt“ hätten (vgl. Werenfels 2002: 120), und dass, beeinflusst durch die Feminismusdebatte „ein pluraleres Verständnis von Männlichkeit“ Platz genommen habe (ebd.). Demgegenüber stehen in anderen Kulturen Deutungsmuster von

¹¹ Ein weiteres Beispiel für die Vorstellung voneinander eindeutig zu trennenden und in sich homogenen Kulturen, aus denen, ebenso trennscharf, unterschiedliche Männlichkeiten folgen, liefert Bosse (1994) in seiner Untersuchung von Männlichkeit in Papua-Neuguinea. Bereits in der Einleitung spricht er vom „Aufeinandertreffen“ zweier „Kulturen der Männlichkeit“ in der Konfrontation der Jugendlichen vom Sepik in Papua-Neuguinea mit westlichen Institutionen wie der Schule (Bosse 1994: 11 ff.). Er sieht die Jugendlichen der Sepik dabei als Angehörige einer Kultur, die jahrhundertlang ohne männliche Herrschaft auskam (vgl. ebd.).

Männlichkeit, denen „wir (...) mit Fremdheitsgefühlen und distanzierendem Unverständnis [begegnen]“ (Brandes 2002: 166).

Eines dieser Deutungsmuster, welches in zahlreichen wissenschaftlichen Beschäftigungen mit ‚fremden‘ Männern auftaucht (vgl. z.B. Schiffauer 1983, Bohnsack 2001, Brandes 2002), ist das der Ehre. Männliche Ehre, so das aus den Ergebnissen der Studien zu ziehende Fazit, sei ein konstitutives Element für Männlichkeit in nahezu allen Kulturen – außer der eigenen. Wie Brandes erläutert, sei dieses Prinzip in der „Stammeskultur der Paschtunen“ ebenso wie „in anderen arabischen und mediterranen Ländern“ zu finden. Durch den „mediterranen Ehrenkodex“ habe das Prinzip auch Eingang in das „Ehrsystem“ des „kolonialen Spanisch-Amerika“ gefunden und lasse sich, „mit anderen Akzentsetzungen“ auch auf „den asiatischen Bereich“ anwenden (vgl. Brandes 2002: 166ff). Nicht nur die recht willkürlich erscheinende Einteilung der Welt in dem Ehrenkodex folgende Zonen und die unbegründete Aussparung allein der westlichen oder sogar deutschen Kultur macht das theoretische Konstrukt fragwürdig, auch setzt eine derartige Verallgemeinerung des Prinzips der männlichen Ehre als zentralem Deutungsmuster für Männlichkeit Annahmen über eben diese Deutungsmuster bereits voraus.

Gerade Männern, die islamisch beeinflussten Kulturen zugerechnet werden, in der deutschen Forschung vor allem repräsentiert durch Männer türkischer Herkunft, wird eine besondere Affinität zum Konzept der Ehre zugesprochen (vgl. z.B. Schiffauer 1983, Bohnsack 2001). Dabei wird Ehre als eine zentrale Dimension ihres Habitus gesehen, es ist vom „Habitus der Ehre des Mannes“ die Rede (Bohnsack 2001). Gegen diese stark vereinfachende und homogenisierende Sichtweise ist einzuwenden, dass schon der Begriff ‚Ehre‘ in sich heterogen ist. Allein in der türkischen Sprache finden sich für das deutsche Wort ‚Ehre‘ drei mögliche Übersetzungen mit unterschiedlichen Bedeutungen und Schwerpunkten (vgl. Spohn 2002: 110). Davon auszugehen, es gebe ein *Konzept der männlichen Ehre*, welches trotz aller vorherigen Propagierung kultureller Unterschiede Männlichkeit kulturübergreifend konstituiert (vgl. Brandes 2002), erscheint vor diesem Hintergrund mehr als fragwürdig.

Sowohl Connell als auch Meuser weisen auf mehr oder weniger deutliche Differenzen unter Männern hin (vgl. Connell 2000; Meuser 1998; vgl. Kapitel 2). Von ihnen wurden umfangreiche Forschungen – ausschließlich mit Männern der jeweiligen

Mehrheitsgesellschaft¹² – durchgeführt, sie fanden dabei Unterschiede innerhalb der Gruppe, die wiederum zu Binnendifferenzierungen und analytischen Unterscheidungen geführt haben. Diese Binnendifferenzen und Relationen, innerhalb derer Männlichkeit als soziale Praxis stattfindet, werden in den oben angeführten Ergebnissen über kulturelle Differenz außer Acht gelassen. Wenn für die den wissenschaftlichen Diskurs dominierende Gesellschaft von einer Pluralität von Männlichkeiten ausgegangen wird, warum sollten dann andere Kulturen weniger heterogen und in der vereinfachenden Terminologie von Initiation und Ehre zu fassen sein?

3.2 Kultur als homogenisierendes und determinierendes Konzept

Wie in den obigen Beispielen zu sehen ist, beeinflusst die Vorstellung von Kultur(en) die Ergebnisse von Forschungen und die Theoriebildung zu ‚fremden‘ Männlichkeiten. Wird *Kultur* als Verhalten determinierende, aus der nationalen, regionalen oder auch sozialen Herkunft unweigerlich folgende, in sich homogene Größe betrachtet, mittels derer das „So-Sein“ (Kalpaka i. E.) von MigrantInnen erklärt wird, erscheinen kulturelle Dispositionen als quasi naturgegeben und unveränderbar. *Kultur* fungiert so als „Sprachversteck für Rasse“ (Leiprecht 1992: 102). In ihr zeigt sich das hinter dem Begriff der ‚Rasse‘, der seit dem 2. Weltkrieg aus der sozialwissenschaftlichen Diskussion zumindest im deutschsprachigen Raum weitgehend verschwunden ist¹³, liegende Konzept weiterhin präsent (vgl. Leiprecht 2001; 1992; Höhne 2001; Lutz 1992).

Signifikant für die Konstruktion menschlicher ‚Rassen‘ war und ist die Annahme biologischer Determinierung von Menschen, denen aufgrund phänotypischer Merkmale innere Eigenschaften zugesprochen werden. Diese gelten mithin als ‚natürlich‘ und die jeweiligen ‚Rassezugehörigen‘ so als unentrinnbar in diesem Charakter gefangen. Für

¹² Pierre Bourdieu erarbeitet seine Theorie über die männliche Herrschaft aus seinen Forschungen in der Kabylei. Er hat so auch ethnologisch geforscht, sieht jedoch von Kulturvergleichen ab und geht im Gegenteil von einer Übertragbarkeit seiner Ergebnisse auf mitteleuropäische, westliche Gesellschaften aus. Den „Umweg“ über die kabyllische Gesellschaft zu gehen hält er für notwendig, da die eigene Verstrickung in Geschlechterbeziehungen einen direkten Blick auf diese verstellt. Untersuchungen in der Kabylei, als einer „gleichzeitig sehr ferne[n] und doch so nahen[n] Gesellschaft“ lassen die Ordnung eines Denkens rekonstruieren, „das immer noch in uns weiterlebt“ (Bourdieu 2001: 12).

¹³ In der englischsprachigen Diskussion ist weiterhin von ‚race‘ die Rede, auch in der amerikanischen Gesellschaft hält sich das Konzept der Rasse, nach dem z.B. die Bevölkerung weiterhin eingeteilt wird (vgl. Lutz 2001). Auch in deutschen Debatten ist zu beobachten, dass der Begriff der ‚Rasse‘ über den Umweg des englischen ‚race‘ wieder in die Sprache einzieht (vgl. Krüger-Potratz 2003). Obwohl auch mittlerweile Naturwissenschaftler die wissenschaftliche Gültigkeit des Rassebegriffs bestreiten, ist er gerade in Biologie und Genetik, aber auch in Lexika und Nachschlagewerken weiter präsent (z.B. Meyers großes Taschenlexikon 1999; vgl. dazu Hund 2001).

den Gebrauch des Konzepts der *Kultur* lässt sich Ähnliches feststellen, wenn Personen aufgrund ihrer regionalen Herkunft oder der Herkunft ihrer Vorfahren eine bestimmte kulturelle Zugehörigkeit zugerechnet wird, aus der heraus ihr Verhalten erklärt wird. Ein Kulturbegriff, der *Kultur* als eine unveränderliche Eigenschaft ansieht, Menschen über ihre Herkunft, die Herkunft ihrer Familien oder andere Bezüge einem homogenen und eindeutig zu definierenden kulturellen Ursprung oder Hintergrund zurechnet und damit ihr Verhalten zu erklären versucht, begibt sich in gefährliche Nähe zum deterministischen Prozess der „Rassialisierung“ (racialisation) (vgl. Lutz 2001: 224). Vor diesem Hintergrund lässt sich von einer Ersetzung des Rasse- durch den Kulturbegriff sprechen (vgl. z. B. Lutz 1992: 50, auch Höhne 2001, Leiprecht 2001).

Im Zuge einer Essentialisierung von kultureller Zugehörigkeit geraten strukturelle Bedingungen für Ungleichheit aus dem Blick der Forschung. Der unterschiedliche Zugang zu Ressourcen, institutionelle Diskriminierung (vgl. Gomolla/Radtke 2002)¹⁴, Differenzen wie Geschlecht und Klasse oder andere Hierarchien und Machtverhältnisse zwischen Personen und Gruppen verschwinden so aus der Analyse und werden weder als Bedingungen für bestimmtes Verhalten, noch als wichtige Produzenten für soziale Ungleichheit wahrgenommen.

Kultur ist als Erklärungskategorie in der gesellschaftlichen Debatte weit verbreitet, nicht nur im populärwissenschaftlichen Bereich, sondern auch in den Sozialwissenschaften. Die obigen Beispiele aus Forschungen über Männlichkeit haben gezeigt, welche Vorannahmen und Stereotype transportiert und reproduziert werden, wenn *Kultur* als der das Verhalten determinierende Faktor betrachtet wird. Das darin enthaltende ‚klassische Kulturmodell‘ ist jedoch „nicht nur deskriptiv falsch, sondern auch normativ gefährlich und unhaltbar“ (Welsch 1997: 3).

Vor dem Hintergrund dieser Ausführungen zur Problematik des Begriffs der *Kultur*, den damit einhergehenden Implikationen und Konzepten, stellt sich jedoch die Frage, wie mit *Kultur* und kultureller Diversität im wissenschaftlichen Diskurs umgegangen werden kann und soll. Oder gibt es *Kultur* am Ende etwa gar nicht?

¹⁴ Gomolla/Radtke rücken mit dem Begriff der „institutionellen Diskriminierung“ Unterdrückungen und Benachteiligungen von MigrantInnen in den Blick, die „als formale Rechte, etablierte Strukturen, eingeschlifene Gewohnheiten, etablierte Wertvorstellungen und bewährte Handlungsmaximen ‚in der Mitte der Gesellschaft‘ (...), zumeist in Organisationen (Behörden, Betrieben, Anstalten) ihren Platz finden“ (2002: 14).

Diese letzte Frage lässt sich mit einem eindeutigen „doch“ beantworten: Die vorausgegangenen Ausführungen zum Kulturbegriff und -konzept zeigen, dass es eine breit geführte Auseinandersetzung zum Thema gibt, dies ist Indiz für die diskursive Existenz von *Kultur*: *Kultur* wird im Reden über sie erzeugt, sie wird im alltäglichen Leben durch Unterscheidung verschiedener Kulturen produziert und reproduziert. Sie hat dabei viele mögliche Bedeutungen und taucht in verschiedenen Diskursen auf. Sie begegnet uns als „Esskultur“, „Populärkultur“, und ebenso bei der Unterscheidung verschiedener nationaler oder regionaler Kulturen: deutsche Kultur im Gegensatz zur türkischen oder afrikanischen. Immer jedoch dient der Begriff zur Abgrenzung, Ausgrenzung und Unterscheidung. Zwar tragen die oben genannte Esskultur und vor allem auch Populärkultur zur kulturellen Identität eines Menschen bei, als „Hauptquelle kultureller Identität“ macht Stuart Hall jedoch die nationalen Kulturen aus, in die ein Mensch hineingeboren wird (Hall 1994 a: 199). Nation ist dabei wie *Kultur* als diskursive Konstruktion zu verstehen, beruhend auf einer „vorgestellten Gemeinschaft“ (ebd.: 201), ist als solche aber durchaus real und hat Auswirkungen auf das Leben der Einzelnen.

Kultur ist konstitutives Element der Identität(en) von Menschen, die von außen, durch Institutionen oder Zuschreibungen anderer Menschen einer Kultur zugeordnet werden, sich aber auch selber zuordnen und identifizieren. Diese Vorstellung kultureller Identität setzt ein Verständnis von Identität voraus, welches Identität nicht als quasi natürlichen Wesenskern, sondern als bewegliche, fragmentierte Größe sieht (vgl. Hall 1994 a). Ebenso wie *Kultur* ist die Identität eines Menschen nicht statisch und unveränderbar, sondern im Gegenteil ständig in Bewegung, dynamisch in Veränderungsprozesse eingebunden. Kultur und kulturelle Identität sind nicht eindeutig bestimmten Regionen, Klassen oder Milieus zuzuordnen, wenn es auch Beeinflussungen durch diese Strukturen gibt, sondern als Prozess innerhalb dieser heterogen und im Wandel. Dabei ist Identität durchaus im Plural zu denken und kulturelle Identität nur eine Dimension neben geschlechtlicher, beruflicher, etc. Identität.

Ein Bekenntnis zur Dynamik von *Kultur* genügt jedoch nicht, wie Höhne betont, wenn es weiterhin zur „Verfestigung des impliziten Merkmals ‚statisch‘ durch die Verwendung nationaler Größen“ kommt (Höhne 2001: 211). Es ist in sich widersprüchlich, *Kultur* dynamisch zu nennen, sie aber weiterhin als statische Kategorie zur eindeutigen

Unterscheidung und Erklärung von Unterschieden und verschiedenem Verhalten zu benutzen. So sind auch Konzepte von Multikulturalität und Interkulturalität trotz der anscheinenden Fortschrittlichkeit oft einem statischen Kulturbegriff verhaftet, insofern sie weiterhin Kulturen als homogene, voneinander abgeschlossene „insel- oder kugelartig“ verfasste Gebilde ansehen (vgl. Welsch 1997: 4). *Kultur* hat dennoch eine Daseinsberechtigung als analytischer Begriff, um die Realität der sozialen und diskursiven Konstruktion zu beschreiben und zu erfassen, ebenso wie ihre Funktion als soziale Ordnungskategorie, aber auch als identitärer Aspekt, als Ergebnis von Fremd- und Selbstkulturalisierung.

Die Konstruktion von *Kultur* und ihr Wirken als soziale Ordnungskategorie, finden dabei nicht im machtfreien Raum statt. Bei der Betrachtung von *Kultur* muss das Machtgefüge beachtet werden, in welchem kulturelle (Selbst-) Zuschreibungen vorgenommen werden.

3.3 Kulturalisierungen und Ethnisierungen im ‚Westen und dem Rest‘

Zuschreibungen bestimmter Eigenschaften und Verhaltensweisen werden in der Literatur unter den Stichworten Kulturalisierung und Ethnisierung verhandelt. Der Versuch einer eindeutigen Trennung der Begriffe *Kultur* und *Ethnizität* muss dabei aufgrund des teilweise synonymen Gebrauchs allerdings fehlschlagen und erscheint daher für die Debatte im deutschsprachigen Raum auch nicht unbedingt sinnvoll, bzw. notwendig.

Im angloamerikanischen Diskurs werden *race* und *ethnicity* „weitgehend parallel benutzt“ (Lutz: 2001: 224), wobei *ethnicity* diejenige Beschreibung ist, welche zunächst progressiv gegen die biologistische Argumentation des Begriffs der ‚Rasse‘ eingesetzt wurde (vgl. ebd.). Yuval-Davis betont den politischen Charakter des Konzepts der *Ethnizität*, vor dessen Hintergrund eine Identitätspolitik betrieben werden kann, die „darauf ab[zielt], durch verbesserten Zugang zu Staatsmacht oder Zivilgesellschaft die entsprechende Gemeinschaft voranzubringen oder ihre Vorteile abzusichern“ (Yuval-Davis, 2001: 76). Zu diesem Zweck, so führt sie aus, bedienen sich „ethnische Projekte“ politischer ebenso wie ökonomischer und auch kultureller Mittel (vgl. ebd.). Vor diesem Hintergrund warnt sie vor einer Reduzierung von *Ethnizität* auf *Kultur* (ebd.: 77). Auch innerhalb dieser sogenannten „ethnischen Projekte“ herrsche kulturelle Heterogenität,

die Gemeinsamkeiten, über die sich die ethnischen Projekte abgrenzen, müssten durch „Identitätserzählungen“ immer wieder neu verhandelt werden (ebd.: 76).

Während Yuval-Davis so *Kultur* als ein Mittel innerhalb der Politik ethnischer Projekte ausmacht, ist *Ethnizität* in der deutschsprachigen Debatte weniger deutlich vom Begriff der *Kultur* zu trennen. Im Alltagssprachlichen Diskurs hat sich in Deutschland der Begriff der *Kultur* vor dem der *Ethnizität* durchgesetzt (vgl. Lutz 2001: 224), und auch in der sozialwissenschaftlichen und pädagogischen Debatte ist eine gewisse Dominanz des Kulturbegriffs als Erklärungskategorie zu beobachten (s.o.; vgl. Höhne 2001) Ethnizität erscheint so im Gegensatz zu der Darstellung Yuval-Davis' als eine Dimension kultureller Differenz, die in der Regel wahrgenommen und diskutiert wird als „Differenz in Bezug auf Nationalität, Ethnizität und Sprache“ (Krüger-Potratz/Lutz 2002: 86). Gemeinsam ist beiden Begriffen, dass sie, im Rahmen von Kulturalisierungs- und Ethnisierungsprozessen, dem Markieren des ‚Anderen‘, des ‚Fremden‘ dienen.

So kommt der Begriff der *Ethnizität* in Deutschland im Zusammenhang mit Konflikten und Auseinandersetzungen ‚in fremden Ländern‘ zur Anwendung¹⁵ sowie für die Beschreibung und Kennzeichnung von Minderheiten in der „durch die Arbeitsmigration der Nachkriegszeit ethnisch pluralisierten deutschen Gesellschaft“ (Lutz 2001: 224). Auffallend ist, dass er selten bezogen auf Gruppen, die ‚dem Westen‘ zugerechnet werden, angewandt wird, sondern meistens dazu dient, ethnische Gruppen in oder aus ‚fernen‘ Regionen zu markieren und zu unterscheiden. Der der Differenzlinie zugrundeliegende Dualismus wird von Lutz/Wenning (2001: 20) daher auch als nicht-ethnisch/ethnisch bezeichnet, um deutlich zu machen, dass das strukturierende Moment des Begriffs nicht in der gleichberechtigten Unterscheidung verschiedener Ethnien liegt, sondern in der Benennung derselben von einer Position aus, die außerhalb dieses Konstrukts der *Ethnizität*, welches vor allem vormodernen, unzivilisierten Gesellschaften vorbehalten ist, zu liegen scheint.

So wie im Umgang mit *Ethnizität* nur bestimmte Gruppen als ethnisch wahrgenommen und definiert werden, so ist auch die Definitionsmacht darüber, was oder wer ‚fremd‘ oder kulturell ‚anders‘ ist an die Position der Sprecherin/des Sprechers gebunden. Das führt zu der notwendig zu betrachtenden Frage, wer in einer bestimmten

¹⁵ Ein Beispiele dafür ist der Bürgerkrieg in Ruanda, der in der medialen Berichterstattung damals wie heute weitgehend auf die ethnische Dimension reduziert wird. Ruanda ist aber auch ein Beispiel für die Konstruktion von Ethnizität und deren Wirkmächtigkeit. Die Einteilung der Bevölkerung in Hutu und Tutsi ist nicht natürlich gegeben, sondern Produkt sozialer Einteilungen, die vor allem durch die Kolonialmächte naturalisiert wurden (vgl. Molt 1994).

gesellschaftlichen Konstellation die Stimme hat zu sprechen und gehört zu werden und wem – oder vielmehr welcher Position – damit die Definitionsmacht zusteht. Wer besitzt die Legitimation, gültige Aussagen über Andere zu machen? Über wen wird durch wen gesprochen? Anstatt kulturelle Unterschiede und Dispositionen als quasi natürliche anzunehmen, muss so nach Machtpositionen gefragt werden.

Differenzlinien wie *Kultur* und *Ethnizität* kennzeichnen also nicht einander komplementär gegenüberstehende Unterschiede, sondern beinhalten Beziehungen und Hierarchien (vgl. Lutz/Wenning 2001), die sich darin zeigen, wer über *Kultur* spricht, wer *Kultur* – vorzugsweise die der ‚anderen‘ – definiert oder auch wer von wem ethnisiert, also als ‚ethnisch‘ wahrgenommen wird. So sind und waren es meist Angehörige der deutschen Mehrheitsgesellschaft, die über MigrantInnen sprechen und diese zu Objekten von Forschung und Wissenschaft, aber auch zum Gegenstand des populären Diskurses machen, über ihre Kultur sprechen und diese als wichtiges Unterscheidungskriterium sowie auch als Begründung für ihr Verhalten festschreiben¹⁶.

Das Sprechen über Kultur ist auch in globale Hierarchien eingebunden. Mit dem Bild „der Westen und der Rest“ (Hall 1994 b) verdeutlicht Hall, dass Diskurse über Kultur und kulturelle Verschiedenheit niemals im machtfreien Raum stattfinden, sondern dass sie in einem Diskursraum angesiedelt sind, der bereits strukturiert ist durch Vorstellungen vom Westen und dem Rest. *Der Westen* funktioniert als Konzept, als Repräsentationssystem, das bestimmte Bilder und Vorstellungen von dem, was *westlich* ist transportiert, zum Beispiel „westlich = städtisch = entwickelt“. Im Gegenzug dazu gilt *der Rest* als „nicht-westlich = nicht-industrialisiert = nicht-städtisch = nicht-entwickelt/unterentwickelt“ (Hall 1994 b: 139). Mit Hilfe dieses Konzepts ist es möglich, Gesellschaften auf der Basis des Gegensatzes westlich – nicht westlich zu klassifizieren. *Der Westen und der Rest* mögen auf den ersten Blick als eine binäre Opposition gleichberechtigter Gegensätze erscheinen, auf den zweiten Blick zeigt sich aber, dass es sich um ein Konzept handelt, das zahlreiche Vorstellungen repräsentiert, Hierarchien beinhaltet und überaus wirksam ist. Dies darf auch beim Sprechen über

¹⁶ Auch in der vorliegenden Arbeit wird von der Position der weißen, deutschen Studentin aus über Migranten gesprochen und geforscht. Diese Konstellation hat sicherlich – wie jede andere es auf ihre Weise auch getan hätte – die Interviews beeinflusst. Ich war mir dieser Situation während des gesamten Forschungsprozesses bewusst. Allerdings ist aus meiner Sicht durch die Wahl der Methode, die den Erfahrungen und subjektiven Sinngewebungen der Biographen Raum gibt und diesen Rechnung trägt, sowie durch die Reflexion des eigenen Denkens und der eigenen Position, eine weniger hierarchische, weniger objektivierende Form der Forschung möglich (vgl. Kapitel 4).

Kultur und *Ethnizität* nicht außer Acht gelassen werden. Dabei ist *der Westen* der Ort, von dem aus in der Regel gesprochen wird, im *Westen* wohnt die Definitionsmacht, *der Westen* ist und setzt die Norm. So wird die US-Amerikanerin, die nach Deutschland zieht und damit auch Migrantin ist, als weniger ‚von uns‘ verschieden wahrgenommen als die Türkin oder der Afghane. Analog zur Unterscheidung ethnisch – nicht-ethnisch, in der nur *dem Rest* das Prädikat ethnisch zugerechnet wird, wird *dem Rest* auch unterstellt, kulturell ‚von uns‘, *dem Westen*, der Norm verschieden zu sein. Auch innerhalb *des Westens* kann einzelnen Ländern oder Regionen durchaus eine gewisse kulturelle Eigenart zugebilligt werden, diese transportiert jedoch nicht das hierarchische Gefälle und die Annahme grundsätzlicher kultureller Andersartigkeit, in der Regel auch nicht die Zuschreibung des ethnisch-Seins, wie sie gegenüber *dem Rest* unterstellt wird.

Die Konzepte *Kultur* und *Ethnizität* beschreiben das Andere, das Verschiedene und machen es in Ethnisierungs- und Kulturalisierungsprozessen kenntlich. Sie fungieren so als Kategorien der Differenzierung, aber vor allem auch der Ausgrenzung, der die Einteilung in ‚das Eigene‘ im Gegensatz zu ‚dem Fremden‘ zugrunde liegt (vgl. Höhne 2001). ‚Das Eigene‘ bleibt dabei unmarkiert und nur im Gegensatz zum Fremden sichtbar, das Fremde jedoch wird objektiviert, bestimmt und analysiert, dadurch produziert und reproduziert. Die Konstruktion des Fremden im Gegensatz zum – undefinierten – Eigenen ist nicht symmetrisch, die Position, von der aus das Fremde definiert wird, ist in einem Gefüge von Machtstrukturen klar zugewiesen, es handelt sich um eine Herrschaftsposition.

3.4 Vom wissenschaftlichen und politischen Umgang mit Migration

Innerhalb der bundesrepublikanischen Gesellschaft wird ‚das Fremde‘ vor allem verkörpert durch Migrantinnen und Migranten, unabhängig von der Dauer ihres ‚Hier-Seins‘. Ihnen wird neben dem Prädikat ‚ethnisch‘ auch kulturelles Anders-Sein unterstellt. Die Problematik solcher Zuschreibungsprozesse wurde oben deutlich gemacht. Auch schon der Begriff der ‚Migration‘ wird jedoch meist undifferenziert und undefiniert gebraucht. An dieser Stelle soll eine Definition des Begriffs sowie eine kurze Darstellung des Umgangs mit Migration als ‚Problem‘ in Deutschland vorgenommen werden.

In Deutschland wird Migration, wie zum Beispiel die Zuwanderungsdebatte in Politik, Medien und Gesellschaft zeigt, als eine geschichtliche Ausnahmesituation

wahrgenommen, einem zeitweisen Arbeitskräftemangel im Nachkriegsdeutschland geschuldet. Dass es inzwischen fast zum guten politischen Ton gehört zu sagen, dass Deutschland auch früher ein Zu- und Abwanderungsland war, ändert daran nichts. Bestenfalls werden noch Flucht und Vertreibung als weitere punktuelle historische Situationen, die Migration verursachen, gesehen. Dieses letztlich a-historische Verständnis ist Ergebnis gesellschaftlicher Konstruktionen; historisch ist es schlicht falsch (vgl. Lutz 1992).

Um zu definieren, wer MigrantIn ist, reicht es nicht, von Menschen anderer Staatsangehörigkeit zu sprechen. Es gibt auch in der Bundesrepublik Deutschland trotz der rechtlichen Nichtanerkennung der Tatsache, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist (vgl. Bade 1997), mittlerweile für EinwanderInnen die Möglichkeit, unter bestimmten Voraussetzungen die deutsche, oder in Ausnahmen sogar die doppelte, Staatsangehörigkeit zu erhalten. Darüber hinaus gibt es EinwanderInnen deutscher ‚Volkszugehörigkeit‘. Diese als ‚AussiedlerInnen‘ bezeichneten Menschen haben nach dem Kriegsfolgenbereinigungsgesetz einen Rechtsanspruch auf die deutsche Staatsbürgerschaft. Sie müssen nicht erst eingebürgert werden, wie dies zum Beispiel bei ArbeitsmigrantInnen oder ihren Nachkommen der Fall ist, sondern sie gelten als ‚Deutsche‘, auch wenn sie bereits eine weitere Staatsbürgerschaft haben (vgl. Bade 1997). So gibt es zahlreiche Fälle, in denen Menschen eine Migration – im Sinne einer Einwanderung aus einem anderen Land nach Deutschland – hinter sich haben, in der gesellschaftlichen Wahrnehmung auch der Kategorie ‚Migrant‘ zugeordnet werden, aber die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen. Die Möglichkeit der Definition von Migration allein anhand von Staatsangehörigkeit entfällt damit.

Auch die Kategorie des Grenzübertritts erweist sich als ungenügend für die Definition von Migration, denn Migrationen können auch innerhalb von Regionen, zwischen Regionen, von Norden nach Süden, vom Land in die Stadt oder umgekehrt stattfinden (vgl. Wenning 1996). Den Begriff der Migration nur auf bestimmte Wanderungsbewegungen anzuwenden, heißt, ihn zu verkürzen. Diese Verkürzung bedeutet – auch das lässt sich an der gegenwärtigen Zuwanderungsdebatte erkennen – eine Reduktion auf bestimmte Migrationsphänomene, die als ‚problematisch‘ dargestellt und wahrgenommen werden. So werden nur oder in erster Linie negative Auswirkungen auf die Ankunftsgesellschaft gesehen und in das gesellschaftliche Bewusstsein gerückt. Positive Folgen von Migrationsbewegungen werden selten betrachtet, ebenso wie die Wahrnehmung von Migration als ‚Normalfall der Geschichte‘ fehlt.

Tatsächlich war und ist Migration in all ihren Ausprägungen jedoch konstitutiv für Gesellschaften und gehört zur Bildung, Entwicklung und Veränderung von Staaten und Gemeinwesen dazu. Ebenso wenig wie Migration allein in den Kategorien von Staatsangehörigkeit und Grenzüberschreitung zu fassen ist, ist sie ein neues oder spezifisch modernes Phänomen. Im Gegenteil: Migrationen hat es immer gegeben, ihre Auswirkungen werden je nach Sichtweise als positiv oder negativ gedeutet, ihnen wird mal mehr, mal weniger Bedeutung für das Weltgeschehen zugerechnet. Als bedeutungsvolle Migrationsbewegungen der Vergangenheit sei hier zum Beispiel an die Wanderung der französischen Hugenotten erinnert, von denen viele in Preußen Aufnahme fanden. Auch die Wanderungen von Europa auf den amerikanischen Kontinent erwiesen sich mit all ihren Folgen für die heutige Weltsituation als extrem bedeutungsvoll.

Wenn bei Migration in Deutschland heute immer noch fast ausschließlich an den klassischen angeworbenen Arbeitsmigranten, den sogenannten Gastarbeiter, gedacht wird, so muss das als eine verkürzte und eingeschränkte Sichtweise, übernommen aus der Zeit der Anwerbung ausländischer ArbeitnehmerInnen und der Problematisierung der Anwesenheit der angeworbenen ‚Gastarbeiter‘ nach dem Anwerbestopp im Jahr 1973, angesehen werden. Tatsächlich vereint der Begriff Migration jedoch verschiedene Wanderungsphänomene und stellt sich selbst dann, wenn man die Binnenwanderung innerhalb der Bundesrepublik außer acht lässt und sich auf transnationale (Ein-) Wanderungen beschränkt, immer noch als äußerst vielschichtig dar¹⁷.

Eine Definition von Migration, die der hier geforderten Offenheit des Begriffs Rechnung trägt, bietet Wenning, wenn er feststellt: „Jede längerfristige, räumliche Verlagerung des Lebensschwerpunktes über eine größere Distanz, die ein Verlassen des sozialen Aktionsraumes zur Folge hat, wird als Migration bezeichnet“ (Wenning 1996: 13). Mit dieser Definition wird eine klare Festlegung auf scheinbar objektive Größen vermieden, Bezugspunkt ist das Leben und Erleben der Betroffenen: Weder die Dauer,

¹⁷ Für die Bundesrepublik zählt Bade (1997) vier verschiedene Einwanderungsbewegungen auf, die Politik und Gesellschaft mit verschiedenen Anforderungen konfrontierten: als erstes die Zuwanderung deutscher Flüchtlinge und Vertriebenen als Folge des Krieges, zweitens die Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte und anschließende Arbeitswanderung. Drittens führt Bade die Einwanderung von Flüchtlingen und Asylsuchenden an und viertens die Eingliederung von Aussiedlern, bzw. Spätaussiedlern (vgl. Bade 1997: 12ff). Die durch diese Einwanderungen an Politik und Gesellschaft gestellten Anforderungen wurden allerdings, so konstatiert Bade, zumindest von der Politik nicht angenommen. Da sich die Politik der Einsicht, dass Deutschland de facto ein Einwanderungsland ist, verschloss und immer noch verschließt, konnte und kann mit der Situation nicht konstruktiv umgegangen werden: „Großkonzepte für Einwanderungs- und Eingliederungsfragen blieben, ganz folgerichtig, aus“ (Bade 1997: 16).

noch die für eine Migration zurückzulegende Entfernung können genau bestimmt werden, sondern liegen im Empfinden der Betroffenen. Eine solche Definition von Migration macht eine Forschung nötig, die sich subjektive Aneignungen und individuelle Auswirkungen von Migrationsprozessen ansieht. Dies soll in der vorliegenden Arbeit mit Hilfe der Biographieforschung geschehen.

Im Zuge der Migration werden Menschen auf eine ihnen zugeschriebene ‚kulturelle Zugehörigkeit‘ reduziert, über die ihr angebliches ‚anders‘ oder ‚fremd‘ Sein erklärt werden soll. Weil sie sich aber nun, qua Migration, nicht mehr in ihrem ‚eigenen‘ kulturellen Umfeld befinden, wird ihnen oft eine Existenz „zerrissen zwischen zwei Kulturen“ (Breckner 2003: 15) unterstellt. Breckner weist vor dem Hintergrund ihrer Untersuchung zur „biographischen Bedeutung von Migrationsprozessen“ (Breckner 2003: 16 f.) auf die individuelle Verarbeitung und Bewertung der Migration in Lebensläufen von MigrantInnen hin und plädiert für einen Blickwinkel, der weniger von der Bestimmtheit des Lebens des oder der Einzelnen durch die Migration ausgeht, als vielmehr zunächst fragt, wie auf die Migration in der Lebenserzählung Bezug genommen wird (Breckner 2003: 16). Eine solche Sichtweise, so führt sie aus, lasse Menschen mit Migrationserfahrungen nicht ausschließlich als MigrantInnen erscheinen, sie reduziere sie also nicht auf ihr Migrant-Sein (vgl. ebd.). Um subjektive Erfahrungen von Migration sichtbar zu machen, muss daher biographischen Erzählungen von MigrantInnen mit einer Offenheit begegnet werden, die es möglich macht, ihre eigenen Beschreibungen und Deutungsmuster, ihr eigenes Erleben und Bewerten von Migrationserfahrungen im Kontext der Gesamterzählung zu sehen.

3.5 Wissenschaftliche Zugänge zu Migration und Geschlecht

Bei den in dieser Arbeit vorgestellten Männern handelt es sich um Migranten. Zu ‚Prototypen‘ ‚fremder‘ Männlichkeiten macht sie das allein noch nicht. Um die Forschungsfrage nach der Konstruktion dieser ‚fremden‘ Männlichkeiten zu beantworten, müssen die Biographen, so trivial es klingt, auch als ‚fremd‘ wahrgenommen und gekennzeichnet werden. Bei beiden hier vorgestellten Männern ist das der Fall. Sie unterliegen in Folge von als ‚fremd‘ oder ‚anders‘ wahrgenommener Hautfarbe, Namen, Sprache, Religion, etc. Kulturalisierungs- und Ethnisierungsprozessen und sind aufgrund ihrer Herkunft aus der Türkei, bzw. Ruanda, als Repräsentanten *des Rests* im *Westen* eingebunden in die für dieses Verhältnis beschriebenen Hierarchien (vgl.

Kapitel 3.3). Sie gehören, überspitzt gesagt, zu den fremdesten Männern in Deutschland, auch wenn sie durch ihren akademischen Hintergrund nicht dem Bild des ‚typischen‘ Migrantens entsprechen¹⁸.

Um sich nun der Frage nach der Konstruktion von Geschlecht in ihren biographischen Erzählungen zu nähern, ist ein differenzierter Umgang mit der Kategorie Kultur vonnöten. Die Gefahr einer unkritischen Übernahme oder auch unbeabsichtigten Wiederholung von Zuschreibungen, die Beeinflussung von Ergebnissen durch bestimmte Vorannahmen sollte in Kapitel 3.1 deutlich geworden sein. Für die Annäherung an die Biographien der befragten Männer gilt es einen Weg zu finden, mit dem sich ein solches Vorgehen vermeiden lässt.

Die in Kapitel 2 dargestellten Theorien hegemonialer Männlichkeit und des vergeschlechtlichten Habitus beleuchten nur die eine Seite der Fragestellung: die nach Geschlecht, bzw. Männlichkeit¹⁹. Die vorliegende Forschung ist jedoch nicht nur im Bereich der Geschlechterforschung angesiedelt, sondern befindet sich, um ein Bild von Krüger-Potratz/Lutz (2002) aufzugreifen, auf der Kreuzung verschiedener Differenzlinien. Dabei kann und soll es nicht darum gehen, der einen Strukturkategorie Vorrang vor der anderen zu geben. Stattdessen gilt es, deren Wirkungen aufeinander – ohne dabei vereinfachende Stereotypisierungen und Zuschreibungen vorzunehmen und vorauszusetzen – in den Mittelpunkt zu stellen. Für die Bereiche Migration und Geschlecht ist dies bisher vor allem in Bezug auf weibliche Migrantinnen untersucht worden²⁰. Nachdem in der Migrationsforschung Geschlecht lange als „basale Kategorie zur Beschreibung von ethnischer Differenz“ (Huth-Hildebrandt 1999: 3) herangezogen, das Geschlechterverhältnis selbst jedoch nicht zum Gegenstand der Forschung gemacht wurde, gibt es mittlerweile kritische Stimmen, die in der Sichtweise, die Migrantinnen

¹⁸ Wie bereits in Kapitel 2.3 erläutert, gehört in das Repräsentationssystem vom Westen und dem Rest auch die angenommene Entwicklungsdifferenz des Rests gegenüber dem Westen. Dazu gehört die Annahme eines Bildungsvorsprungs des Westens, welche sich im Stereotyp des ungebildeten Gastarbeiters und Zuwanderers niederschlägt. Die interviewten Männer entsprechen diesem Bild nicht, beide haben einen hohen Bildungsabschluss und übten, bzw. üben einen qualifizierten Beruf aus (vgl. Kapitel 4, 5, 6)

¹⁹ Meuser und Connell fragen auch nach anderen Differenzen unter Männern, wie Klasse oder sexuelle Orientierung. Kaum Beachtung findet jedoch die Frage, *wie* diese Differenzen auf die Vergeschlechtlichung der Männer einwirken. Sie dienen lediglich als Erklärung für Unterschiede unter Männern. Fragen nach kultureller und ethnischer Zugehörigkeit blenden beide in der Theoriebildung weitgehend aus. Für die vorliegende Forschung sind ihre Erkenntnisse in Bezug auf Männlichkeit interessant.

²⁰ Eine Ausnahme stellt auch Margret Spohn dar, die in ihrer Untersuchung explizit Männer der ersten Migrantengeneration aus der Türkei untersucht (Spohn 2002)

vornehmlich zu Opfern stilisiert, eine Ethnisierung derselben erkennt. Migratinnen würden durch diesen Diskurs „zum Symbol von Fremdheit im Migrationsdiskurs“ (vgl. Huth-Hildebrandt 1999: 5), zur Folie, „vor der sich das moderne, emanzipierte Leben deutscher Frauen entfalten lässt“ (ebd.: 103).

Gutiérrez Rodríguez erkennt in dem Diskurs über – typischerweise – die ‚türkische Frau‘ einen weiteren „Verobjektivierungsprozess“, dem Migrantinnen in Deutschland unterworfen werden (Gutiérrez Rodríguez: 1999: 171 ff.). In ihrer Analyse biographischer Erzählungen intellektueller Migrantinnen entdeckt sie in der Konfrontation mit diesem Diskurs das Erleben einer „zweite[n] Vergeschlechtlichung“, in deren Rahmen die Biographin zur „’kulturell‘ und ‚ethnisch‘ anderen Frau“ konstruiert wird (ebd. 172). Geschlecht wird so in der Migration ethnisiert, zum Instrument der Kennzeichnung des, vielmehr der, ‚Anderen‘ und ‚Fremden‘. Gutiérrez Rodríguez stellt fest, dass selbst in Deutschland aufgewachsene Frauen der zweiten oder dritten Generation ethnisierenden und kulturalisierenden Zuschreibungen unterworfen bleiben und dass Vergeschlechtlichung und Ethnisierung synchron einwirken. Die Frauen werden gleichzeitig zur Frau und zur ‚Ausländerin‘ gemacht, sie sind von Anfang an die ‚anderen Frauen‘. Gutiérrez Rodríguez spricht in diesem Fall, da Ethnisierung und Vergeschlechtlichung auch zeitlich ineinsgehen, von „Geschlechtsethnisierung“ (ebd. 252). Die Frauen ihres Samples, die als Erwachsene in die Bundesrepublik migrierten, erlebten die Prozesse von Vergeschlechtlichung und Ethnisierung chronologisch. Da sie in ihren Herkunftsländern keiner ethnisch stigmatisierten Minderheit angehörten, erfuhren sie Ethnisierungen und Kulturalisierungen erst im Verlauf der Migration. Doch auch in ihren Fällen wirkten und wirken ethnisierende Zuschreibungen in engem Zusammenhang mit Vergeschlechtlichungsprozessen; die Frauen werden im Verlauf der Migration nicht nur zum ‚fremden‘ *Menschen*, sondern zur ‚fremden‘ *Frau*. So kommt es durch den Prozess der Ethnisierung zu einer „zweiten Vergeschlechtlichung“ (ebd. 251); die Frauen bilden ein „ethnisierendes Geschlecht“ (ebd.: 251) aus, die eigentlich chronologische Erfahrung von Vergeschlechtlichung und Ethnisierung wird als Gleichzeitigkeit erlebt, als „chronologische(r) Simultaneität“ (ebd. 251).

Gutiérrez Rodríguez findet so ihre These bestätigt, nach der „Geschlecht nicht allein über die Geschlechterdifferenz konstruiert und konstituiert wird, sondern immer auch durch andere soziale Verhältnisse miterzeugt wird“ (ebd. 249). Über die von Lenz beschriebene „dreifache Vergesellschaftung“ von Frauen hinausgehend (vgl. Gutiérrez

Rodríguez 1999: 249; vgl. auch Lenz 1996) nennt sie weitere Strukturen und Differenzen, innerhalb derer eine Vergesellschaftung von Frauen stattfindet und welche auf die Konstruktion und das Erleben von Geschlecht einwirken. Vor diesem Hintergrund möchte sie „auf Geschlechtskonfigurationen hinweisen, die sich am Kreuzungspunkt unterschiedlicher Herrschaftsverhältnisse in einem konkreten geographisch-politischen Raum und zu einer konkreten Zeit konstituieren“ (Gutiérrez Rodríguez 1999: 249).

Somit gilt es, neben einer Betrachtung interner Relationen des Geschlechterverhältnisses wie sie Connell (2000), Meuser (1998) und Bourdieu (1997 a) unter Männern und zwischen Männern und Frauen vornehmen, den Platz auf der Kreuzung verschiedener Differenzlinien einzunehmen (vgl. Krüger-Potratz/Lutz 2002) und nach den qualitativen Auswirkungen einer Migration auf die Konstruktion von Geschlecht zu fragen. Dabei werden Prozesse von Kulturalisierungen und Ethnisierungen zu berücksichtigen sein, ebenso wie der Umgang mit *Kultur* – sowohl auf der theoretischen Ebene als auch im Sprechen und in der biographischen Konstruktion der befragten Männer – reflektiert werden muss. Weil es an geschlechtssensiblen Untersuchungen männlicher Migranten mangelt und in den formalen Theorien über Männlichkeit, wie bereits gezeigt, die Dimension von Migration und ‚Fremdheit‘ nicht oder nicht ausreichend enthalten ist, werden daneben auch die dargestellten Ergebnisse aus der (kritischen) Forschung über weibliche Migrantinnen als Anregung begriffen, einen Zugang zu Männlichkeit und Migration zu suchen.

So wird zunächst zu fragen sein, wie die Männer ihr Geschlecht in ihrer biographischen Erzählung konstruieren, um dann die Reichweite der Theorien aus Kapitel 2 festzustellen. Zeigt sich ihr Habitus vergeschlechtlicht, sind sie vielleicht sogar orientiert an einem männlichen Habitus? Können die Männlichkeiten der Männer in der Relation der Marginalisierung ausreichend gefasst werden? In einem zweiten Schritt wird unter Einbezug des im vorangegangenen Kapitel vorgestellten theoretischen Hintergrundes die Frage nach der Bedeutung der Migration in den Biographien zu stellen sein. Wie wird die Migration von den Männern in die Biographie eingebunden? Zeigen sich anschließende Erfahrungen von Ethnisierungen und Kulturalisierungen? Wie verhalten sich die Männer im Bezug darauf und wie präsentieren sie sie in der biographischen Erzählung? Erst dann lässt sich die Schnittstelle zwischen Migration, bzw. Ethnisierungen und Kulturalisierungen und der biographischen Konstruktion von

Geschlecht genauer in den Blick nehmen. Leitend wird dabei die Frage nach der Beeinflussung der biographischen Konstruktion von Männlichkeit durch die Migration und anschließend (möglicherweise) erfahrene Zuschreibungen von ‚Andersheit‘ sein.

4. DARSTELLUNG DER METHODE

4.1 Die biographische Methode

Biographische Forschung hat sowohl in der Geschlechter- als auch in der Migrationsforschung eine längere Tradition²¹, sie bietet sich auch für eine Forschung, die im Schnittpunkt beider Disziplinen angesiedelt ist, als Methode an. Sowohl in der Frage nach Geschlecht, als auch bei der Betrachtung von Migration und deren Auswirkungen auf Zugehörigkeitserfahrungen geht es um gesellschaftliche Konstruktionsprozesse. Biographisch-narrative Interviews bieten einen Zugang zu eben diesen Konstruktionsprozessen, da sie als „Darstellungsformen der Wechselwirkungen zwischen Individuum und Gesellschaft“ betrachtet werden können (Gutiérrez Rodríguez 1999: 35).

Die Fragestellung dieser Arbeit zielt sowohl auf Geschlecht, als auch auf die spezifische Situation von Migranten, deren männliche Vergeschlechtlichung unter der Bedingung ihrer Migration betrachtet werden soll. Damit wird hier eine Gruppe zum ‚Objekt‘ der Untersuchung gemacht, die aufgrund ihrer zugeschriebenen ‚Andersheit‘ schon Objekt des gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskurses ist. Der Prozess der wissenschaftlichen ‚(Er-) Forschung‘ dieser Anderen ist dabei oft gekennzeichnet durch „objektivierende Einschreibungen“ (Mecheril 2003: 33). Durch die Beschreibung der ‚fremden‘ Gruppe durch (wissenschaftlich legitimierte) Angehörige der Mehrheitsgesellschaft werden so scheinbar objektive, vor allem aber durch die Legitimation des oder der Sprechenden gültige, Aussagen über die konstruierte Gruppe oder einzelne Angehörige gemacht. Diese Aussagen fungieren als Be- aber auch als Einschreibungen und können insofern als „Weiterführungen einer machtvollen epistemisch-sozialen Praxis, welche Selbstverständnisse, Handlungen und Erfahrungen formiert“, gesehen werden (Mecheril 2003: 33). Diese Praxis der ‚objektiven‘ Beschreibung der ‚Fremden‘ durch „objektivierende Einschreibungen“ soll hier schon durch die Wahl einer Methode weitgehend vermieden werden, die ‚die Untersuchten‘ selbst zu Wort kommen lässt.

Sozialwissenschaftliche Forschung ist immer ein „Sprechen-Über“ (Mecheril 2003: 33), in diesem Falle wird aus dem objektivierenden Sprechen-Über ein „Sprechen über

²¹ Zu der Bedeutung qualitativer Methoden für die Frauen- und Geschlechterforschung vgl. Behnke/Meuser 1999, speziell zu Biographieforschung und Geschlechterforschung vgl. Kraul 1999; Dausien 1994. Einen Überblick über die Bedeutung qualitativer Methoden für die Migrationsforschung gibt der Sammelband Badawia/Hamburger/Hummrich 2003, darin besonders Bukow/Heimel 2003.

das Sprechen“ (Mecheril 2003: 33), da über die Erzählungen der Männer gesprochen und damit ihren eigenen Repräsentationen Gehör geschenkt wird.

Obwohl so den Selbst-Repräsentationen der ‚Anderen‘ Raum gegeben wird, kann ein sozialwissenschaftlicher Text niemals die Sprechenden authentisch repräsentieren – das ist auch nicht seine Aufgabe. So ermöglicht die biographische Methode es dem hier zu präsentierenden sozialwissenschaftlichen Text, seinen Ausgang im Sprechen der Subjekte zu nehmen, ohne dabei den Anspruch zu vertreten oder die Illusion aufzubauen, Authentizität zu ermöglichen. Der von den Männern artikulierte Text durchläuft im Prozess der wissenschaftlichen Bearbeitung verschiedene Stufen der Abstraktion, in deren Verlauf er unter bestimmten Fragestellungen vor dem Hintergrund sozialwissenschaftlicher Theorien gelesen, gedeutet, interpretiert und immer wieder gelesen wird. Die Abstraktion beginnt mit der Transkription der auf Kasette aufgezeichneten Interviews. Hier wird der gesprochene Text, der schon als gesprochener Text bestimmten sprachlichen Regeln unterliegt, weiteren Regeln und Bestimmungen unterworfen, indem er – je nach Forschungsfrage und -anliegen unterschiedlich differenziert – in schriftliche Sprache übersetzt wird. Dieser erste Schritt der Bearbeitung stellt bereits eine Interpretation und Abstraktion dar. Der Prozess der Interpretation wird fortgesetzt, indem der Text weitere Stufen der Abstraktion durchläuft. Im Sinne der grounded theory (Glaser/Strauss 1967) geht in diese Abstraktion theoretisches Vorwissen ein, das in den vorigen Kapiteln expliziert wurde.

Das Sprechen, über das hier gesprochen wird, ist ein bestimmtes: es ist die Erzählung der eigenen Lebensgeschichte durch das Subjekt dieser Geschichte. Ebenso wie Geschlecht keine natürliche Gegebenheit ist, so ist auch die Biographie ein Konstrukt, welches normativen Vorgaben folgt. Subjekte folgen in der Konstruktion ihrer Biographien einem sozial-kulturellen Regelsystem, das Ansprüche an Sinngehalt und Konsistenz der Erzählung stellt. Das biographische Erzählen ist in unserer Gesellschaft alltagsweltliche Praxis und auf verschiedenen Ebenen anzutreffen: im freundschaftlichen Gespräch, im Vorstellungsgespräch, in der Therapie... Das biographische Erzählen ist den Interviewten also durchaus bekannt, auch wenn selten soviel Zeit zur Verfügung gestellt wird, wie in einem Interview. Die Lebensgeschichten, die im Lauf eines solchen Interviews produziert werden, haben zwei Funktionen: Sie repräsentieren Erfahrungen und Erlebnisse, also soziale Realität. Sie stellen allerdings keine genaue Abbildung dieser sozialen Realität dar, sondern referieren auf biographische

Erfahrungen des Erzählers bzw. der Erzählerin. Außerdem wirken sie aber auch konstruktiv, da der Erzähler im kommunikativen Prozess des Erzählens gezwungen ist, die eigene Position in der Geschichte darzustellen und zu interpretieren (vgl. Dausien 2001: 58).

Eine Biographie ist ein sprachlicher Text, der als solcher sprachlichen und kommunikativen Regeln unterliegt, der also „formgebunden“ ist (Straub 1993: 155), darüber hinaus ist das Erzählen der Lebensgeschichte auch ein Prozess, in dem soziale Wirklichkeit im Prozess des reflexiven ‚darüber Redens‘ konstruiert und interpretiert wird. Die Erzählung referiert auf eine soziale Welt, die durch zahlreiche Mechanismen strukturiert wird und ist so auch repräsentativ. So sind sprachliche Konventionen und (sub-)kulturelle symbolische Codes zu bedenken, wenn Biographien analysiert werden, aber auch ihr Verweisen auf biographische Erfahrungen innerhalb eines sozialen, kulturellen Kontextes und innerhalb gesellschaftlicher Strukturen, sowie das individuelle Konstruieren von Strukturen und sozialer Realität in der Erzählung.

Eine wichtige gesellschaftliche Struktur ist Geschlecht. Sie codiert die soziale Realität, auf die sich die Erfahrungen und damit die Erzählungen der Interviewten beziehen. Die Erzählenden bilden ihre Identität im Rahmen der gültigen zweigeschlechtlich strukturierten Geschlechterordnung aus und können so auch nur innerhalb diesen Relevanzsystems ihre Biographie konstruieren. Geschlecht taucht also auf jeden Fall innerhalb der biographischen Erzählung auf (vgl. Dausien 2001), und zwar auf verschiedenen Ebenen, wie Bettina Dausien erläutert: auf der Ebene gesellschaftlicher Strukturen, in Form kultureller Praktiken und Symbolsysteme und in individuell-biographischen Konstruktionen (vgl. ebd.: 60). Es kann „wie ein Geflecht mehrerer roter Fäden aus dem Text (...) herauspräpariert werden“(ebd.:64).

4.2 Das Forschungsdesign

4.2.1 Die Datenerhebung

Für die vorliegende Arbeit wurden von mir insgesamt 4 Interviews mit verschiedenen Männern im Erhebungszeitraum zwischen Mai und August 2003 geführt. Als Probeinterview fungierte ein Interview, das zu einer ähnlichen Fragestellung im Sommer 2002 im Rahmen eines Seminars zum Thema „Internationalisierung von Lebensläufen“ geführt wurde.

Die interviewten Männer sind aus unterschiedlichen Teilen der Welt, aus unterschiedlichen Gründen und mit unterschiedlichen persönlichen Motiven nach Deutschland gekommen. Bewusst habe ich darauf verzichtet, Männer einer einzigen bestimmten Herkunftsregion zu befragen, zu groß wäre die Gefahr gewesen, aufgrund der gemeinsamen regionalen Herkunft erneut Zuschreibungen vorzunehmen und Deutungen und Wahrnehmungen auf eben diese Herkunft zurückzuführen und darüber andere strukturelle Bedingungen und Differenzen aus dem Blick zu verlieren. Die Gruppe der interviewten Männer ist damit so offensichtlich heterogen, dass sie sich ‚Scheinhomogenisierungen‘ entzieht. Ihre Gemeinsamkeit liegt in der Tatsache, nach Deutschland eingewandert zu sein – das ist der Punkt, auf den es hier ankommt, denn es geht um die Konstruktion von Geschlecht unter den Bedingungen der Migration.

Aus den vier geführten Interviews wählte ich zwei aus, um sie im Rahmen dieser Arbeit als Fallanalysen vorzustellen. Dass die Wahl auf George R. und Mustafa E. fiel, hatte zum einen forschungspraktische Gründe: Es waren die ausführlichsten Interviews mit den geringsten Verständigungsproblemen und Störungen gewesen. So konnte eines der zwei anderen Interviews nicht transkribiert werden, da es gravierende Verständigungsprobleme zwischen mir und dem Interviewpartner gab. Das andere Interview, welches keinen Eingang in die Studie findet, fand im Beisein der Ehefrau und zeitweise mehrerer weiblicher Verwandter des Mannes statt. Sie schalteten sich, auch auf Anregung des Interviewten hin, immer wieder in das Gespräch ein und beeinflussten es deutlich. Wenn diese Interaktion sicherlich auch unter der Frage nach der Konstruktion von Geschlecht interessant sein könnte, so handelte es sich doch um eine besondere Interviewsituation, in der das übliche Setting nicht eingehalten wurde. Dem Befragten war es so nicht möglich, *seine* biographische Erzählung zu entfalten.

Zum anderen folgt die Entscheidung für Mustafa und George als ausführlich darzustellende Fälle theoretischen Überlegungen. Sie stellen zwei durchaus ähnliche, in verschiedenen, für die Forschung relevanten Dimensionen aber kontrastierende Fälle dar. Beide haben einen ähnlichen Bildungshintergrund, sie haben studiert, waren oder sind Lehrer und zeigen sich am Bildungserfolg ihrer Kinder interessiert. Im Bezug auf ihre Migrationsgeschichte unterscheiden sie sich jedoch deutlich. Während Mustafa seit dreißig Jahren in Deutschland lebt und sich ‚zu Hause‘ fühlt, ist George seit zehn Jahren in Deutschland und erst seit wenigen Monaten in einem einigermaßen gesicherten Aufenthaltsstatus als Flüchtling.

Die biographischen Erzählungen wurden nach der von Schütze explizierten „Technik des autobiographisch-narrativen Interviews“ erhoben (Schütze 1983: 285). Dementsprechend wurden sie mit einer autobiographisch orientierten Erzählaufforderung eingeleitet und darüber hinaus zunächst nicht weiter vorstrukturiert. Erst nach der Entfaltung des Hauptteils der Erzählung wurden erzählgenerierende Nachfragen gestellt, wobei auch hier dem Biographen Raum zur Gestaltentwicklung und Strukturierung gegeben wurde, indem ich mich als Interviewerin weitgehend zurückhielt und auf aktives Zuhören beschränkte.

Der Erzählaufforderung ging eine kurze Erläuterung des Forschungsvorhabens voraus, in der das Interesse an „Männlichkeit“ sowie an „nicht-deutschen Männern“, bzw. an „Männern, die noch nicht immer in Deutschland leben“, artikuliert wurde. Auch auf die Gefahr hin, das Interview damit vorzustrukturieren wurde dieses Forschungsanliegen offengelegt, da ein anderes Vorgehen die Männer als auskunftgebende Sprecher nicht ernstgenommen hätte. Aus der Erzählaufforderung wurde die Formulierung des Forschungsvorhabens jedoch herausgehalten, um die Erzählung nicht auf einen oder wenige bestimmte Aspekte zu begrenzen. Dieser Fall war bei dem ein Jahr zuvor geführten Probeinterview eingetreten. Der Befragte war direkt nach seiner Lebensgeschichte „als Schwarzer Mann in Deutschland“ gefragt worden. Sein Interview wurde so durch die Interviewenden deutlich vorstrukturiert: Erwartungsgemäß sprach der Biograph über ‚Schwarz-Sein‘ und ‚Mann-Sein‘. Welchen Stellenwert er diesen Aspekten in seiner Lebensgeschichte gegeben hätte, wurde so nicht deutlich (vgl. dazu Rosenthal 1995: 187 ff).

Idealtypisch würde ein offenes Interview, wie es von mir angestrebt war, so verlaufen, dass auf die Erzählaufforderung eine längere „Haupterzählung“ des Biographen folgt, die – ebenfalls idealtypisch – nicht unterbrochen wird. Erzählgenerierende Nachfragen werden erst im Anschluss daran gestellt. Die auf die offene Einstiegsfrage folgende Narration stellt nach dieser idealtypischen Vorstellung die „biographische Selbstpräsentation“ dar, in welcher der Biograph den Raum zur Gestaltentwicklung seiner Lebensgeschichte nutzt (vgl. Rosenthal 1995: 187 ff).

Die Interviewpraxis hat jedoch gezeigt, dass die Selbstpräsentation nicht unbedingt mit der ersten Abschlusskoda endet und dass die Zurückhaltung der Interviewerin nach Stellen der Einstiegsfrage nicht immer möglich ist. So forderten die Männer zum Teil eine genauere Einstiegsfrage, was bereits zu einem frühen Zeitpunkt des Interviews eine Interaktion notwendig machte, sie brauchten vielleicht schon relativ früh

erzählgenerierende Nachfragen und deutliches ‚aktives Zuhören‘, welches manchmal die Schwelle zu thematischen Nachfragen oder Anregungen überschritt. Auch Interviewteile, die nach der ersten Abschlusskoda liegen, können noch ausführliche Selbstpräsentationen der Biographen enthalten. Die Bereiche werden daher in der Analyse auch nicht streng getrennt. Die Männer haben in den Interviews Raum zur Gestaltentwicklung ihrer Lebensgeschichte bekommen und ihn genutzt. Zentral war dafür die offene Einstiegsfrage und die weitgehende Zurückhaltung der Interviewerin.

Ein Interview ist ein interaktiver Prozess, in dem auch die Person der Interviewerin eine Rolle spielt. Meine Position als Studentin, als deutlich jüngere Frau, als weiße, deutsche Angehörige der Mehrheitsgesellschaft, meine individuelle Art der Interviewführung, meine Fragen und Anregungen haben die Reaktionen und Präsentationen der Männer beeinflusst. Wie oben beschrieben (4.1) sollte durch die Wahl der Methode die Objektivierung der befragten Männer weitgehend vermieden werden. Die Konstellation ‚Angehörige der Mehrheitsgesellschaft befragt Migranten‘ bleibt trotzdem brisant und wird bestimmte Reaktionen und Erzählungen provozieren. Diese Konstellationen müssen in der Auswertung mitbeachtet werden.

4.2.2 Die Auswertung

Die Interviews wurden in einem mehrschrittigen Verfahren einer intensiven Analyse unterzogen. Das Analyseverfahren soll hier kurz vorgestellt werden, wobei zu berücksichtigen ist, dass nicht alle Elemente der Analyse auch Eingang in die Darstellung der Fälle in dieser Arbeit gefunden haben. Die Darstellung knüpft an die Durchführung der Auswertung an, kann und soll aber nicht jeden einzelnen Schritt dieser abbilden. Sie soll den LeserInnen ermöglichen, die Ergebnisse nachzuvollziehen, sie ihnen aber auch lesefreundlich präsentieren.

Daher wird hier den Falldarstellungen eine Kurzbiographie der befragten Männer vorangestellt, die der Leserin und dem Leser die nötigen Informationen über den biographischen Werdegang des Erzählers an die Hand geben. Die Kurzbiographie dient vor allem der Orientierung in der später ausführlich vorgestellten Erzählung des Biographen und setzt sich nahezu ausschließlich aus Daten, die der Biograph im Verlauf des Interviews bzw. im Anschluss erzählt hat, zusammen²². Die Kurzbiographie hat

²² Nach Beendigung des Interviews wurden anhand eines Fragebogens wichtige persönliche Daten (Geburtsdatum, Migrationsdaten etc.) abgefragt.

nicht den Anspruch ‚objektiv‘ zu sein, sondern sie bezieht sich auf die Daten und Fakten, die der Biograph in seiner Erzählung anführt. Insofern klingen in ihr bereits Perspektiven und Sichtweisen des Biographen an, sie stehen allerdings hier noch nicht im Mittelpunkt (vgl. Dausien: 1996: 128). Während der Auswertung konnten anhand dieser an Daten orientierten, chronologischen Kurzbiographie Auslassungen und temporale Verschiebungen in der Narration im Vergleich zum chronologischen Ablauf der Biographie aufgefunden werden. Inspiriert wurde dieses Vorgehen durch die Gegenüberstellung von erlebter und erzählter Lebensgeschichte bei Gabriele Rosenthal (1995). Allerdings möchte ich vor dem Hintergrund des konstruierten Charakters der Biographie und des oben ausgeführten Verständnisses der Analyse selbiger als „Sprechen über das Sprechen“ der Subjekte (vgl. Mecheril 2003: 33) davon absehen, von erlebter Geschichte zu sprechen. Der Terminus der erlebten Geschichte, im Gegensatz zur erzählten, impliziert eine Objektivität der erlebten Geschichte im Gegensatz zur subjektiven Erzählung. Wir befinden uns jedoch bei der Analyse biographischer Narrationen in jedem Fall auf der Ebene einer Erzählung.

Im Anschluss an die Erstellung der Kurzbiographie wurde das Interview im Auswertungsprozess anhand der sprachlichen und inhaltlichen Struktur sequenziert. Dabei wurde eine grobe Gliederung angefertigt, die sowohl äußere (Redewechsel, Textform etc.) als auch innere (Themenwechsel) Strukturmerkmale berücksichtigt. Diese Gliederung, oder auch Verlaufsprotokoll (vgl. Dausien 1996: 127), wird auch in dieser Arbeit der Analyse vorangestellt. Sie macht die Struktur der Erzählung deutlich, die es nach den Regeln der Gestalttheorie (vgl. Rosenthal 1995) in Interpretation und Analyse zu erhalten und zu rekonstruieren gilt. Die Offenheit des Interviews sollte den Interviewpartnern die Möglichkeit zur Gestaltentwicklung ihrer Lebensgeschichte geben. Sie sollten Themen und Schwerpunkte weitgehend selber setzen und anordnen. Die weitergehende Analyse der Interviews muss vor dem Hintergrund dieser Struktur gesehen werden.

Nachdem so ein Überblick gegeben worden ist über die Biographie einerseits und die formale und inhaltliche Struktur des Interviews andererseits, wird im darauffolgenden Schritt die Analyse des Interviews unter dem Gesichtspunkt der Fragestellung der Arbeit dargestellt. Verliehen bis hierher Auswertung und Darstellung in der Arbeit weitgehend parallel, so ging den nun dargestellten Ergebnissen eine detaillierte Sequenzanalyse der Interviews voraus, die hier nicht aufgeführt wird. Im Rahmen dieser sehr kleinschrittigen Analyse wurden verschiedene Lesarten an einzelne Sequenzen

herangetragen und im Verlauf der Analyse verworfen oder bestätigt. So konnten Themensetzungen, Deutungsmuster und Sinngebungen der Biographen sichtbar gemacht und rekonstruiert werden (vgl. Rosenthal 1995). Erst im zweiten Schritt wurde die Forschungsfrage, die Frage nach der Konstruktion von Männlichkeit in der Biographie, an das Interview gerichtet. Dieser zweite Auswertungsschritt wird hier präsentiert. Er ist inhaltlich und formal beeinflusst von der vorausgegangenen detaillierten Analyse, soll nun allerdings Konstruktionsprozesse von Geschlecht in der Biographie sichtbar machen.

Geschlecht selber taucht explizit nur selten und am Rande in den Erzählungen auf. Mit Bettina Dausien (1996; 2001) gehe ich jedoch davon aus, dass Geschlecht in der Biographie präsent ist, auch wenn es nicht explizit genannt wird. Der soziale Raum, innerhalb dessen die Individuen ihre Biographie (re-)konstruieren ist zweigeschlechtlich strukturiert, durch den vergeschlechtlichten Habitus ist diese Struktur den Körpern, aber auch den Wahrnehmungs- und Handlungsmustern der Individuen eingeschrieben. Um Geschlecht in der Biographie sichtbar zu machen, wurde die Analyse der Interviews entlang bestimmter Themenfelder vorgenommen. In dieser Form wird sie auch in der Arbeit dargestellt. Die Themenfelder kennzeichnen Bereiche, die deutlich vergeschlechtlicht sind, und die von beiden Biographieträgern an prominenter Stelle in ihren Interviews verortet wurden. Konkret handelt es sich dabei um den Bereich Beruf/Karriere und den der Familie. Explizit ist Geschlecht von beiden Interviewpartnern erst auf Nachfrage thematisiert worden. Die Bilder und Vorstellungen von Männlichkeit, die sie dabei vermittelten sollen ebenfalls untersucht werden und stellen das dritte Themenfeld der Analyse.

Das Auswertungsdesign orientiert sich damit an der Methode der rekonstruktiven Fallanalyse von Rosenthal (1995), insofern die Analyse an Gestalt und Struktur des Interviews gebunden wird, bedient sich in der fragespezifischen Auswertung aber kategorienähnlicher Themenfelder²³ und verzichtet auf die Gegenüberstellung von erlebter und erzählter Lebensgeschichte, die bei Rosenthal zentral steht.

Mit der Analyse der Interviews in bestimmten Themenfeldern befinden wir uns bereits auf einem erhöhten Abstraktionsniveau, welchem die hypothesengenerierende Sequenzanalyse des Textes voranging. Auf dieser Stufe hat bereits ein Austausch zwischen Interpretation und Theorie stattgefunden. Trotzdem soll hier zunächst der

²³ Kategorien sind aus dem Vorgehen von Glaser/Strauss bekannt (1967), Rosenthal lehnt dies für die Analyse biographischer Interviews strikt ab (vgl.: Rosenthal 1995).

Entfaltung der Modellierungen (Mecheril 2003: 40ff) der Interviewtexte Raum gegeben werden, ohne eine direkte Anbindung an die Theorie vorzunehmen. Ohne den Anspruch zu haben, damit die authentische Stimme der Biographen hörbar zu machen, soll doch zunächst der durch das Interview vermittelte Interpretationstext entfaltet werden. Die ausführliche Rückbindung an die Theorie und mit ihrer Hilfe die weitere Abstraktion wird in Kapitel 7 vorgenommen.

Zur Zitierweise in den Falldarstellungen: in doppelten Anführungszeichen („XXX“) gesetzte Aussagen *ohne* Quellenangabe sind Interviewzitate aus zuvor zitierten Interviewabschnitten. Interviewzitate aus anderen Sequenzen werden, ebenso wie natürlich Zitate aus anderen Texten, die ebenfalls in doppelte Anführungszeichen gesetzt werden, mit Quellenangaben versehen. Dabei wird die Stelle des Transkripts, an der sich die Sequenz wiederfinden lässt, folgendermaßen kenntlich gemacht: Seitenzahl/Zeile – Zeile, bzw. wenn während der zitierten Sequenz ein Seitenumbruch vorliegt: Seitenzahl/Zeile – Seitenzahl/Zeile. Ein vorangestelltes A kennzeichnet das Interviewtranskript von George R.; B das von Mustafa E.. Hinweise zur Notation der Transkripte finden sich im Anhang, die vollständigen Interviewtranskripte auf der beiliegenden CD.

5. FALLDARSTELLUNG A: GEORGE R. – VERANTWORTUNG ALS ZENTRALES MOMENT VON MÄNNLICHKEIT

5.1 Biographie und Interviewverlauf

Das Zusammentreffen mit George R. kam im Juli 2003 über die Vermittlung eines „deutsch-ausländischen Freundeskreises“ in einer nordrhein-westfälischen Kleinstadt zustande. Der erste Kontakt zu George fand durch die einzige hauptamtliche Mitarbeiterin, Frau F., des Freundeskreises statt, mit der ich mich traf, um ihr mein Anliegen und mein Forschungsvorhaben zu schildern. Sie rief George und drei weitere Männer in meinem Beisein an und fragte, ob sie bereit seien, mit mir zu sprechen. Danach nahm ich selbst Verbindung zu den Männern auf. Bei diesem ersten Telefonat, bei dem ich als ZuhörerIn zugegen war, zeigte sich George amüsiert, als Frau F. ihn über mein Vorhaben, „ausländische Männer“ zu interviewen in Kenntnis setzte, erklärte sich aber sofort bereit, sich mit mir zu treffen.

Einige Tage später rief ich ihn an, um einen Termin zu vereinbaren. Bei diesem ersten Telefonat war er freundlich, schien aber skeptischer. Er betonte mehrmals, dass er es für sinnvoll halten würde, wenn es einen Fragenkatalog meinerseits geben würde, worauf ich versuchte, kurz zu erläutern, weshalb mir die Offenheit des Interviews wichtig sei. Seine Bereitschaft, sich interviewen zu lassen, stellte er allerdings nicht in Frage, so dass wir uns zwei Wochen später bei ihm und seiner Familie zu Hause trafen. Nach anfänglich etwas angespannter Stimmung lief das Interview schließlich in angenehmer Atmosphäre ab und dauerte knapp zwei Stunden. Georges Frau und zwei der drei Söhne waren anwesend, hielten sich allerdings im Nebenzimmer auf, wo Frau R. sehr darauf bedacht schien, Störungen zu vermeiden. Wir wurden nur zweimal unterbrochen, wobei einmal auf Georges Bitte hin das Band kurz angehalten wurde. Er führte dann ein kurzes Gespräch mit seiner Frau auf Kinyarwanda.

5.1.1. Kurzbiographie

George R. wird 1963 als zweiter Sohn einer „zahlreichen Familie“ (A: 1/17) in Ruanda geboren. Die Familie lebt auf dem Land auf einem Bauernhof, weitere Angaben zum Heimatort macht er nicht. Er besucht die Grundschule, anschließend die „secondary school“ (A: 2/9). Im Anschluss absolviert er eine vierjährige Ausbildung zum Lehrer

und arbeitet in diesem Beruf zwei Jahre lang. Im Alter von 21 oder 22 Jahren²⁴ geht er zum Studieren an die Universität und beginnt zunächst mit dem Biologiestudium, wechselt aber dann zu Forstwirtschaft. Nach dem Studium arbeitet er im Ministerium, wo ihn nach etwa zwei Jahren der Wunsch überkommt, die „Berufsperspektive etwas zu verbessern“ (A: 3/16). Er will sich weiter qualifizieren und sein Studium weiterführen, in Ruanda ist dies allerdings nicht möglich. So bewirbt er sich um ein Stipendium beim DAAD, um in Deutschland den „Master“ in Forstwirtschaft zu machen. Nachdem er lange auf eine Nachricht vom DAAD wartet („halbes Jahr gewartet“ [A: 3/33] „gewartet fast ein Jahr“ [A: 3/37]), bekommt er einen positiven Bescheid und kann die Ausreise in die Wege leiten. Er kommt im April 1993 in N.-Stadt an, von wo aus er direkt nach L.-Stadt weiterreist. Hier absolviert er einen Deutschkurs und nimmt sein Studium auf. Im Dezember kommen seine Frau, mit der er seit 1992 verheiratet ist, und sein Sohn nach. Die Familie wohnt in L.-Stadt zunächst in einem Familienwohnheim der Universität, später dann privat.

1994 bricht der Bürgerkrieg in Ruanda aus²⁵, für George eine „schlimme Zeit“ (A: 10/20), da er lange nicht weiß, wo sich seine Herkunftsfamilie aufhält und keine Nachricht von ihr bekommt. 1995 läuft mit Abschluss seines Studiums sein Stipendium aus und er soll mit seiner Familie zurück nach Ruanda. Der Krieg gilt offiziell als beendet, aber die Situation ist immer noch sehr instabil: „das war diese große Fluchtwelle“ (A:10/27). Er möchte nicht zurück und schreibt sich, nach einigen Problemen mit der „Ausländerbehörde“ (A: 11/1) für eine Promotion in seinem Fach ein, um so den Status des Studenten zu behalten und eine Aufenthaltserlaubnis zu bekommen. Um sich und die Familie zu finanzieren, arbeitet er in verschiedenen Jobs. Nachdem die Promotion zunächst nur ein Vorwand war, um bleiben zu können, bewirbt er sich schließlich erneut um ein Stipendium. Der Katholische Akademische Ausländerdienst

²⁴ George macht selber keine Altersangaben an dieser Stelle, diese wurden anhand seiner Aussagen über Dauer des Schulbesuchs und der anschließenden Tätigkeiten rekonstruiert.

²⁵ Der Bürgerkrieg in Ruanda wird oft als trauriger Höhepunkt einer langwährenden ‚ethnischen Auseinandersetzung‘ charakterisiert. Vor diesem Hintergrund fällt auf, dass sich George an keiner Stelle des Interviews auf ethnische Zugehörigkeit bezieht. Molt (1994) weist darauf hin, dass es sich bei der Definition der Hutu und Tutsi als unterschiedliche ‚Ethnien‘ um eine Konstruktion handelt, die Produkt ‚der eurozentristisch und rassistisch ausgerichteten Ethnologie der Kolonialmächte‘ ist und über die koloniale Verwaltung zur ‚sozialen Realität‘ wurde (Molt 1994: 2). Im 19. Jhd., so Molt weiter, sei die Zugehörigkeit zu einer der Gruppen an soziale Funktionen gebunden gewesen, die überwiegend erblich gewesen seien. Die Kategorien waren aber durchlässig, Aufstiege vom Hutu zum Tutsi waren möglich (vgl. ebd). Für George spielt die ethnische Zugehörigkeit in seiner Selbstpräsentation mir gegenüber offensichtlich keine Rolle. Er weiß, da er zu der Zeit in Deutschland war, dass der Bürgerkrieg in den deutschen Medien fast ausschließlich unter der ‚ethnischen‘ Dimension betrachtet wurde und wird. Möglicherweise will er sich auch einer Klassifizierung als potenzielles Opfer oder potenzieller Täter entziehen.

(KAAD) finanziert ihm die Promotion, die er im Jahr 2002 erfolgreich abschließt. Wieder steht er jetzt vor dem Problem, dass damit auch die Aufenthaltserlaubnis abläuft, seine Eltern, zu denen er inzwischen wieder Kontakt hat, raten ihm jedoch von der Rückkehr nach Ruanda ab.

Nach Verhandlungen mit der „Ausländerbehörde“ entschließt er sich schließlich dazu, Asyl zu beantragen. Er bereitet sich intensiv auf das Stellen des Antrages vor und liest die relevanten Gesetze, um die richtigen Begründungen zu finden. Nachdem die Familie im Januar 2003 nach K.-Stadt überwiesen wurde und drei Monate im Asylbewerberheim lebte, wird im April der Asylantrag angenommen und der Familie Asyl gewährt. Zum Zeitpunkt des Interviews lebt die Familie, bestehend aus George, seiner Frau und den drei Söhnen in einer kleinen Wohnung in K.-Stadt. Der jüngste Sohn, Robert, ist ein Jahr alt, der mittlere, Sven-Ole, ist sechs und wird nach den Sommerferien auf die Grundschule in K.-Stadt gehen. Der inzwischen 10jährige älteste Sohn ist beim Interview nicht anwesend. Er besucht das Gymnasium im benachbarten B.-Stadt und ist derzeit auf einer Ferienfreizeit der katholischen Kirche von K.-Stadt. George ist auf Arbeitssuche. Am liebsten möchte er in seinem gelernten Beruf als Forstwirtschaftler arbeiten. Seine Frau hat in L.-Stadt Soziologie studiert, das Studium jedoch nicht abgeschlossen. Sie will sich in der nahegelegenen Universitätsstadt P. einschreiben und das Studium beenden.

5.1.2 Verlaufsprotokoll und Struktur des Interviews

Der Einstieg ins Interview

Nach einer kurzen Erläuterung über den Hintergrund und das Anliegen der Forschung beginnt das Interview mit George mit der offenen Erzählaufforderung: „ich möchte Sie bitten, mir Ihre Lebensgeschichte zu erzählen“. Obwohl George durch das vorangegangene Telefonat über die Offenheit des Interviews informiert ist, formuliert er seine Bedenken gegen diese Form der Datenerhebung zu Beginn des Interviews erneut:

I: Ich möchte Sie bitten, mir ihre ganze Lebensgeschichte zu erzählen, natürlich nur, was Sie wollen, alles, was Sie wichtig finden und was Sie mir erzählen wollen. Ja, nehmen Sie sich so viel Zeit Sie wollen.

G: Ja, ich glaubte, es ist sollte was wie eine Gliederung oder so wie ein bestimmte Punkte nicht alles (mhm), okay, und wo soll ich anfangen? (A: 1/3-7)

Indem er hier den Vorwand, den er bereits am Telefon eingebracht hat, wiederholt, während das Aufnahmegerät läuft, dokumentiert er seinen Unmut, sein Nicht-

Einverstanden-Sein: Er gibt zu Protokoll, dass er mit der Offenheit des Interviews unzufrieden ist und lässt diesen Einwand festhalten. Dennoch lässt er sich dann scheinbar auf das offene Interview ein: „okay“, reagiert aber mit einer Gegenfrage, die wieder das Konzept des freien Erzählens infrage stellt: „und wo soll ich anfangen?“.

Als Interviewerin möchte ich ihm keinen Einstieg vorgeben, da mir gerade die Wahl des Einstiegs ins Interview sehr wichtig scheint. Ich will sehen, wo er selbst den Anfang setzt, von welchem Punkt aus er seine Lebensgeschichte erzählt. So versuche ich, ihn zum freien Einstieg zu bewegen, es kommt zu einem kurzen, verbalen ‚Ringeln‘ um den Einstieg ins Interview:

I: Wo Sie wollen.

G: Och, hm (schmunzelnd), das ist bisschen viel. (2) wo, seit wann ich in Deutschland bin? Oder?

I: Auch- auch gerne früher, wie wie sie es, was was ist wichtig in ihrem Leben. Also wenn sie jetzt überlegen, meine Lebensgeschichte, ganz spontan, wo fangen Sie dann an? (5)

G: Hm, eine Tipp? Sie müssen mir eine Tipp geben, wie ich anfangen soll (K lacht).

I: Ja, vielleicht vorne? Vorne- als Kind, als- (A: 1/8-16)

Dieses ‚Ringeln‘ um den Einstieg ‚gewinnt‘ George, da er doch einen ‚Tipp‘ erhält: so wird er angeregt, ‚vorne‘, also mit seiner Kindheit anzufangen. Dies steht seinem Vorschlag entgegen, an dem Punkt anzufangen ‚seit wann ich in Deutschland bin‘. Er greift die Anregung auf und beginnt zu erzählen.

Die ‚Lebensgeschichte‘:

Der erste Teil des Interviews verläuft recht schleppend, George macht viele Pausen und stockt oft in der Erzählung. Es gibt in diesem ersten Teil wenig narrative Passagen, in denen er ausführlich autobiographisch-erinnernd erzählt. Besonders in der kurzen Erzählung seiner Kindheit bleibt er sehr oberflächlich. Er erzählt keine Erlebnisse oder Begebenheiten, sondern beschreibt vor allem die Umgebung, in der er aufwuchs. Auch in dieser Beschreibung bleibt er jedoch vage und undeutlich, vermeidet Ortsnamen und allzu klare Angaben über Landschaft und Umgebung. Insgesamt bleibt die Erzählung über Herkunftsfamilie, Kindheit und Jugend in Ruanda oberflächlich und allgemein. So gibt er zwar Informationen über das ruandische Schulsystem, erzählt aber keine Erlebnisse und Erinnerungen aus seiner Schulzeit, sondern beschreibt chronologisch

seinen Bildungsweg. Bereits nach knapp zehn Minuten ist er auf diese Weise in der Gegenwart angekommen und beendet seinen Bericht:

G: Dann bin ich nach Deutschland Aufbau Studium zu machen und nach Aufbaustudium habe ich hier, ja, habe ich hier promoviert. (ja) Forstwissenschaft, ne, jetzt bin ich bei Jobsuche, ja, in dem Bereich (ja, ja). Mhm, so, (3) ich weiß jetzt nicht, was soll ich noch dazu sagen? (A: 2/33-37)

Er endet mit einer Abschlusskoda, die er allerdings auf dieses bestimmte Thema bezieht: „Was soll ich noch *dazu* sagen“. Vor dem Hintergrund des Einstiegs, in dessen Verlauf die Vorgabe, bei der Kindheit anzufangen von mir als Interviewerin kam, George selber jedoch spontan vorschlug, die Geschichte zu erzählen „seit wann ich in Deutschland bin“ (A: 1/9-10), ist anzunehmen, dass er hier nicht im klassischen Sinne seine Selbstpräsentation durch diese Endkoda abschließt, sondern lediglich diesen, von mir angeregten, Teil der Erzählung. Er schließt ihn ab, indem er fragt, was er noch „*dazu*“ sagen soll, eine Frage, die weniger als rhetorische, als vielmehr als direkte Frage an die Interviewerin verstanden werden muss. Ich habe ihn als Interviewerin darauf gebracht, mit seiner Geschichte bei seiner Kindheit anzufangen, also geht er davon aus, dass ich ein bestimmtes Interesse an dieser Phase habe und fragt, ob er noch etwas *dazu* sagen soll. George hat diesen Interviewteil als ‚Pflichtteil‘, nach dem er gefragt wurde, schnell und äußerst knapp abgehandelt. Sein Erzählinteresse liegt auf dem folgenden Teil, in dem er wesentlich offener und ausführlicher erzählt.

Die ‚Migrationsgeschichte‘

Im Anschluss an die Frage Georges wird durch die Interviewerin eine anschließende Erzählung über seine Migration nach Deutschland angeregt. George greift diese Anregung auf und erzählt von nun an ausführlicher, mit langen narrativen Passagen. Die Struktur des Textes verändert sich sehr stark in diesem, mit ungefähr 60 Minuten sehr viel längeren Teil des Interviews, in dem er seine Migrationsgeschichte erzählt. Lange narrative Passagen, in denen George teilweise anekdotenhaft seine Lebensgeschichte erzählt, wechseln mit kürzeren Argumentationen, Beschreibungen und Meinungsbekundungen ab. Er erzählt nun die Geschichte, die er schon zu Anfang angeboten hat: die Geschichte, seit er in Deutschland ist, einschließlich der Vorbereitungen der Migration und der Einreise selber. Diese Geschichte, die sich thematisch in zwei Teile gliedert, lässt sich als seine Migrationsgeschichte begreifen.

Nach Deutschland kommen

Zunächst beginnt George mit einer Begründung der Migrationsentscheidung. Er erläutert seinen Entschluss und beschreibt die mangelnden Aufstiegsmöglichkeiten in seinem Beruf als Forstwirtschaftler im Ministerium, die ihn dazu bewogen haben, sich um ein Studienstipendium in Deutschland zu bewerben. Er erzählt von der Beantragung des Passes und des Visums, um schließlich ausführlich seine Eindrücke und Gefühle bei der Ankunft in Deutschland zu schildern. George erzählt wesentlich detailreicher und genauer als im vorigen Teil der Biographie. Zum Beispiel gibt er an, wann er in Deutschland ankam: „dann April ’93 war Flugzeug, dann bin ich nach N.-Stadt gelandet (...)“ (A: 4/32), während er sein Geburtsdatum am Anfang der Erzählung nur sehr ungenau angibt: „geboren, ja, in Anfang 60er“ (A:1/ 17).

Sehr detailliert schildert er die Weiterreise mit dem Zug in Deutschland, die ihn vor Probleme stellt, da er nicht weiß, welchen Zug er nehmen muss. Seine Selbstpräsentation in dieser Situation steht exemplarisch für seine Selbstdarstellung während des Interviews:

G: Und habe jetzt angefangen zu fragen, ja, welche Zug nach L.-Stadt? Auf welche Frage, eh, Sprache? Hm, und ich hatte schon verstehen paar Worte, Französisch habe ich angefangen, Französisch=

K:= Oh, das ist, ne=

G:= Ne, ne, ne, Französisch, ist ne, das ist keine Chance. Englisch, komischerweise die die Mitarbeiterin der Deutschen Bahn, die ich gefragt habe, die sagt Englisch? Tut mir leid, versteh keine.

K: Was?

G: Mein Gott, die hat kein Englisch verstanden. (A:5/26-35)

Nachdem er sein Staunen und seine Verwunderung angesichts der Taxis am Flughafen und der Züge im Bahnhof geschildert hat, ist er jetzt in der Rolle desjenigen, der der Bahnmitarbeiterin gegenüber einen Wissensvorsprung hat. Er hat die Option, in mehreren Sprachen nach dem Zug zu fragen, und damit den Gefragten, sogar den professionellen Mitarbeitern der Bahn, etwas voraus. Über die sprachliche Inkompetenz der Bahnmitarbeiterin ist er erstaunt und entrüstet.

Im gesamten zweiten Teil der biographischen Erzählung, dem Teil, in dem er seine Migrationsgeschichte erzählt, stellt er sich von Anfang an als sehr aktiv und selbstbewusst dar. Er fällt aus karrieretechnischen Überlegungen die Entscheidung, zu migrieren und stellt sich den Problemen, mit denen er im Zuge dessen konfrontiert wird. Dieses Bild seiner selbst hält er, abgesehen von wenigen Ausnahmen, bis zum Schluss

der Erzählung aufrecht. Besonders deutlich wird dieser aktive, selbstsichere Umgang mit schwierigen Situationen in dem großen Teil der biographischen Erzählung, der sich um Fragen des Aufenthaltes in Deutschland dreht.

Gehen oder Bleiben? (Prekärer) Aufenthalt in Deutschland

Nachdem er von seiner Ankunft und der ersten Zeit in L.-Stadt erzählt hat, die hauptsächlich durch die Teilnahme an einem Deutschkurs des Goethe-Instituts bestimmt wird, wird der prekäre Aufenthalt in Deutschland nun zum bestimmenden Thema der Erzählung. Zum Problem wird die Frage des Gehens oder Bleibens vor allem durch ein einschneidendes, politisches Ereignis, das George in seiner Erzählung recht unvermittelt zur Sprache bringt: den Ausbruch des Bürgerkrieges in Ruanda. Dieser stellt ein Ereignis dar, welches von nun an seine Biographie, die Entscheidungen, die er zu treffen hat, die Probleme, die sich ihm stellen, bestimmt. Einmal auf einer emotionalen Ebene – die Sorge um seine Herkunftsfamilie hat sein Leben für einen gewissen Zeitraum sehr bestimmt – vor allem aber, längerfristig und in der Erzählung ausführlicher expliziert, im Bezug auf das praktische Problem des Aufenthaltes in Deutschland. Vor dem Hintergrund des Krieges gewinnt das Ablauf des Stipendiums 1995 eine neue, dramatischere Bedeutung. Obwohl zu diesem Zeitpunkt der Krieg offiziell als beendet gilt, ist die Situation in Ruanda weiterhin sehr unsicher. Trotzdem soll George mit Ablauf des Stipendiums nach Ruanda zurückkehren. Im Folgenden schildert er detailliert seine Auseinandersetzungen mit Behörden und Ämtern, als er versucht, eine Aufenthaltserlaubnis zu erwirken. Wie auch in der gesamten Erzählung vorher spricht er immer in der ersten Person Singular: „ich sollte nach Hause“ (A: 10/25), „Ich habe mit DAAD telefoniert“ (A: 10/30). So scheint es, als sei er allein in Deutschland, bis er seine Familie erwähnt:

G: Mhm, dann war das Studium zu Ende, und dann war meine Familie dazu, Frau und eine Kinder waren noch da, mit mir. Ich glaube, das war auch meine Glück, wenn die beide nicht da wären, hm, ich glaube (*was wie geworden?*)

K: Ach so, ihre Frau war auch schon [und ein Kind war schon] (A: 11/6-10)

Bis dahin sind weder Frau noch Kinder in der Erzählung aufgetaucht. George war bereits in Ruanda verheiratet und hatte bereits einen Sohn, wie sich durch späteres Nachfragen herausstellt, hier wird jedoch zum erstenmal von der Familie gesprochen.

Nach dem kurzen Einschub, der sich um seine Familie dreht, fährt er in der Erzählung seiner Auseinandersetzung mit Behörden und Ämtern fort. Er bleibt dabei, in

der ersten Person Singular zu erzählen, sowohl wenn es darum geht darzustellen, wie er mit Ämtern und Institutionen kommuniziert, als auch im Bezug auf das Fällen von Entscheidungen. Begründungen für den Entschluss, trotz der Schwierigkeiten, eine Aufenthaltserlaubnis zu bekommen in Deutschland bleiben zu wollen, liefert er unter Rückgriff auf die politische Situation in Ruanda, vor deren Hintergrund seine Verwandten in Ruanda ihm davon abraten, zurückzukehren. Auch die Verantwortung für die schulische Karriere seiner Kinder, denen er den Wechsel des Schulsystems nicht zumuten will, beeinflusst seine Überlegungen.

Die Fragen des Gehens oder Bleibens nehmen einen großen Teil der Erzählung ein und werden vom Biographen auf verschiedenen Ebenen verhandelt. Zum einen gibt er Informationen über rechtliche Fragen und Hindernisse, denen er begegnet, Zum anderen informiert er über persönliche Beweggründe und Entscheidungsmotive. Immer bleibt er der aktiv Handelnde, der bewusst Entscheidungen fällt. Er ist zwar unzufrieden mit der Gesetzeslage und teilt seine politische Meinung zu Fragen des Zuwanderungsgesetzes mit, stellt sich aber an keiner Stelle als passives Opfer der Verhältnisse, sondern immer als aktiv und selbstsicher dar. Besonders deutlich wird diese Selbstpräsentation in der Erzählung vom Stellen des Asylantrags – ein Schritt, zu dem er sich entscheidet, nachdem die Aufenthaltsgenehmigung für ihn und seine Familie nach Beendigung seiner Promotion abgelaufen ist.

G: da habe ich einige ruandische Leute, die Asyl bekommen haben gefragt, und haben gesagt, das ist kein Problem, einfach für so was, aber mit Argument bitte. Nicht so raufzukommen, sagen Wiedersehen, nein. Einiges habe ich gesagt, welche Argument, habe ich jetzt angefangen zu, Sache näher zu beobachten, ne. Um zu verstehen. Eine hat mir gesagt, das ist nicht schwierig, du nimmst dir die Ausländergesetz, Asylverfahrengesetz, Asylgesetz und dann du alles memorisiert in deinen Kopf hier und dann du gehst zu Bundesamt (lacht). Ja, das habe ich gemacht so. Ja, eine hat mir einkleines Büchlein gegeben, das war alles über Asyl drin, hab ich auch Grundgesetz gehabt, habe ich auch immer noch hier habe ich Artikel 16 gelesen und verstanden (lacht). Ausländergesetz ist kompliziert, es sind viele, viele so komische drin (ja), habe ich nicht gelesen, aber Asylverfahren, Asylgesetz. Warum sollte man das bekommen (ja). Und wer sollte nicht bekommen, ja. Ich habe sagen ich habe eigentlich Argument finden, die eigentlich hier passt. Ja, dann haben angefangen richtig so die Ideen zu ordnen. (A:14/9-25)

Sehr gut vorbereitet geht er in das Asylverfahren. Er informiert sich über die Gesetzeslage und richtet seine Argumentation und die Angabe der Gründe für den Antrag daran aus²⁶. Er ist sich zunächst nicht sicher, ob er mir die oben zitierte Geschichte erzählen will, entscheidet aber dann „ein paar Stichpunkte“ (A: 14/3) zu erzählen.

²⁶ Möglicherweise hielt er sich bei der Beschreibung seiner Herkunft auch deshalb zurück und drückte sich vage aus, weil er an anderer Stelle, nämlich im Asylverfahren, andere Angaben gemacht hat.

Am Ende des Abschnitts der biographischen Erzählung, der sich um das Thema Gehen oder Bleiben dreht und in dem George die Geschichte, bzw. die Geschichten von Abschiebedrohungen, Aufenthaltserlaubnis und Bleibewunsch erzählt, steht nach langen, biographisch-erzählenden Passagen ein Abschnitt, in dem er seine politische Meinung zum Thema Arbeitslosigkeit und Arbeitssuche darlegt. Diese argumentativen Passagen stehen vor dem Hintergrund seiner eigenen Arbeitssuche. In diesem Rahmen berichtet er auch von diskriminierenden Erfahrungen, die er aufgrund seines Status als „Asylant“ (A: 25/43 ff.), wie er selbst sagt, gemacht hat. Nach einigen Informationen, die er als Experte auf meine Nachfragen zum Asylverfahren gibt, schließt er diesen Teil der Erzählung mit einer Endkoda ab, an die er aber sofort und ohne Übergang das nächste Thema anknüpft, indem er auf Rassismus und Erfahrungen mit Rassismus zu sprechen kommt. Aufgrund des übergangslosen Anknüpfens kann auch diese Sequenz, in der er über Rassismus spricht, noch dem Themenkomplex „Gehen oder Bleiben“ zugeordnet werden. Möglicherweise haben Überlegungen zu diesem Thema bei der Entscheidung, in Deutschland zu bleiben eine Rolle gespielt,

Nachfrageteil

Damit ist dieser sehr narrativ geprägte Teil, in dem es nur weniger erzählgenerierender Nachfragen bedurfte, um den Biographen zum Reden zu ermuntern, beendet. Es folgt ein Interviewteil, der von Fragen der Interviewerin geprägt ist, die von George bereitwillig beantwortet werden, wobei es hier nicht mehr zu solch langen und ausführlichen narrativen Passagen kommt wie im vorhergegangenen Teil. Primär konzentriert sich George darauf, die Fragen zu beantworten, kommt aber darüber hinaus kaum ins ausführliche Erzählen. So werden mehrere Themen angeschnitten, zu denen er sich aber nicht mehr vertiefend äußert. Neben der Mehrsprachigkeit seiner Kinder, die ihm wichtig ist, sind seine Erwartungen an die Zukunft ein Thema. Das Thema ‚Gehen oder Bleiben‘ bezogen auf Deutschland spielt dabei wieder eine Rolle. In diesem Zusammenhang erzählt er, dass er seine Herkunftsfamilie sehr vermisst, blockt tiefergehende Fragen danach aber ab:

G: Deshalb, eh, (*ist alles schwierig?*) ich versuche, nicht über diese Dinge nachzudenken. Daran will ich nicht denken, wir haben keine Lösung, wir kriegen keine Schlaf, und das mag ich nicht (lacht), das mag ich nicht. (A: 19/11-14)

Direkt anschließend wird ihm eine Frage nach seiner Frau gestellt. Er antwortet wieder nur kurz und bleibt auf einer sehr sachlichen Ebene, die reich an Verweisen auf Daten

und Rahmenbedingungen ist. So gibt er an, wann seine Frau nach Deutschland nachgekommen ist, warum sie erst später kommen konnte, aber nicht, wie er sich dabei gefühlt hat oder fühlt. Er erzählt auch nicht von ihrer Ankunft, dem gemeinsamen Leben in L.-Stadt oder in Ruanda.

Am Ende des Interviews steht die Frage nach Männlichkeit, die von George ausführlich beantwortet wird. Direkt daran schließt sich die Abschlusskoda an.

5.2 Analyse des Interviews

Wie in Kapitel 4 erläutert, wird die Konstruktion von Geschlecht anhand verschiedener Themenfelder in der biographischen Erzählung untersucht. Diese Themenfelder werden im Folgenden in der Reihenfolge ihres Auftretens im Interview angeführt und auf ihre Bedeutung für die Konstruktion von Männlichkeit in der Lebensgeschichte hin analysiert. Aufgrund ihrer Vergeschlechtlichung sind sie für die Frage nach der biographischen Konstruktion von Männlichkeit von Bedeutung und so aus dem Interview unter Zuhilfenahme des theoretischen Wissens herausgearbeitet worden.

Den Anfang macht das Themenfeld Beruf und Karriere. Es handelt sich hierbei um einen Themenschwerpunkt, der sich mit wechselnder Bedeutung durch das ganze Interview zieht und somit vom Biographen selbst gesetzt ist, andererseits immer noch als gesellschaftlich männlich kodiert gesehen werden muss und daher für die Untersuchung von Männlichkeit von Interesse ist.

Sozusagen komplementär dazu verdient die familiäre Situation, bzw. Georges Selbstpräsentation vor dem Hintergrund seiner Familie eine besondere Betrachtung. Hier ist es allerdings eher die De-Thematisierung durch ihn selbst, die zunächst ins Auge fällt.

Das Themenfeld Männlichkeit wird nur auf Nachfrage der Interviewerin thematisiert. Doch die Aussagen, die George hier auf Nachfrage trifft, erweisen sich als wichtig und sollen hier bearbeitet werden.

Als Oberthema oder auch als Überschrift für den gesamten narrativen Teil des Interviews fungiert das Thema Migration. Es ist erweist sich als sehr bestimmend und zieht sich als Querschnittsdimension durch den gesamten Verlauf des Interviews.

5.2.1 Beruf/Karriere

Bereits in der Erzählung seiner ‚Lebensgeschichte‘ orientiert sich George an seinem Bildungs- und Berufsweg. Er erzählt wenig über familiäre Strukturen oder andere emotionale Bindungen, sondern bleibt auf der Ebene institutioneller Prozesse. Ebenfalls sehr deutlich wird dies in der ausführlicher erzählten ‚Migrationsgeschichte‘.

G: Ach so, ich gekommen bin, eh, ehm, nach meine erste Studium hab ich in Innenministerium gearbeitet, ungefähr zwei Jahre, und irgendwann habe ich mir gesagt, muss mal ein bisschen weitermachen, weil wenn man so diese Niveau hat, es gibt solche Grade oder Berufsgrade, man nicht erreichen kann. (A: 2/40-3/2)

Die Bemerkung „Ach so, ich gekommen bin“ stellt den Einstieg in diesen Teil der Erzählung dar. Nachdem er den ersten Teil, die ‚Lebensgeschichte‘ abgeschlossen hatte und mit der Erzählung bereits in der Gegenwart angekommen war, wurde ihm eine erzählgenerierende Nachfrage gestellt, in der er aufgefordert wurde, genauer zu erzählen: „warum sind sie nach Deutschland gekommen und wie war das, nach Deutschland zu kommen“ (A: 3/38-39). Er greift dies auf und beginnt sofort mit einer längeren Narration, deren Anfang hier zitiert ist. Er wirkt erstaunt, dass diese Geschichte jetzt interessiert, nachdem am Anfang sein Vorschlag, über sein Kommen nach Deutschland, bzw. die „Zeit seit [er] in Deutschland“ ist zu erzählen, nicht aufgegriffen wurde. Jetzt nimmt er diese Möglichkeit, vom Kommen nach Deutschland zu erzählen, ausführlich wahr. Er beginnt mit der Begründung seiner Migrationsentscheidung und folgt hierin einer chronologischen Logik: Bevor er das Organisatorische in Angriff nahm, musste er zunächst die Entscheidung fällen, das Land zu wechseln. Mit dieser Erzählung antwortet er auch auf die ihm gestellte Frage, in der unter anderem nach einer Begründung der Migration gefragt worden war.

Diese Begründungsgeschichte orientiert sich ausschließlich an beruflichen und karrieretechnischen Argumentationen. Seine Entscheidung, nach Deutschland zu gehen, bzw. zunächst die Entscheidung, überhaupt in ein anderes Land zu gehen, lag demnach allein in karrieretechnischen Überlegungen begründet: Nachdem er „ungefähr“ zwei Jahre im Ministerium gearbeitet hat, möchte er „weitermachen“. Weitermachen, so wird durch die folgende Erklärung deutlich, benutzt er hier nicht im Sinne von ‚Erhaltung‘ und ‚so weitermachen wie bisher‘ sondern synonym für Veränderung. Allerdings, auch darauf deutet die Wahl des Verbs „weitermachen“ hin, will er nicht etwas ganz anderes machen, sondern in der Kontinuität seiner Tätigkeit bleiben, nur eben *weitermachen*, in einer hierarchischen Bedeutung: Er will seine Ausbildung fortsetzen, damit ihm dann, so wird deutlich durch die folgende Erklärung über das Beförderungssystem der

Behörde, höhere „Berufsgrade“ offen stehen, die er mit seinem gegenwärtigen Hochschulabschluss nicht erreichen kann. Was dieses „Weitermachen“ inhaltlich bedeutet, erklärt er einige Sätze später:

G: Und dann habe gedacht, ne, ne, da muss ich eine was eh, weiter machen studieren, um eh, um die eh, Berufsperspektive etwas zu verbessern (mhm). Das Problem in Ruanda, die Forstwissenschaften gab es dieses Diplom nicht, die weiterweiterzustudieren war unmöglich. Konnte man Agrar machen, aber Agrar, hm, hat eh, mich nicht gefallen. Da habe ich gesagt, gucke mal so in Ausland, es gibt was Interessantes. (A: 3/15-20)

Es geht ihm darum, weiterzustudieren, weil er, das hat er vorher erläutert, mit seinem Hochschulabschluss, dem „Bachelor“ nur „bis eine bestimmte Grenze“ (A: 3/11-12) befördert werden kann. Ein höherer Hochschulabschluss würde ihm weitere Beförderungsmöglichkeiten eröffnen. Da er das angestrebte Diplom in Ruanda nicht erwerben kann, entscheidet er sich dafür, „mal so in Ausland“ zu gucken, ob es da „was Interessantes“ gibt.

Durch die Formulierung „gucke mal so in Ausland“ wird der Anschein von Optionalität hergestellt – beinahe beiläufig klingt es, als stünde die Möglichkeit, ins Ausland zu gehen um da zu studieren, ganz selbstverständlich offen. In der darauffolgenden Sequenz erläutert er diese Möglichkeiten näher: Tatsächlich ist es so, dass er nicht genug Geld hat, um einen Auslandsaufenthalt privat zu finanzieren, aber er kennt andere Möglichkeiten und erkundigt sich nach Stipendien. Die Möglichkeit, ein Stipendium zu bekommen entscheidet über das Zielland, auf das sich George vorher nicht festgelegt hat: Der DAAD vergibt Stipendien für Forstwissenschaftler und so fällt die Wahl auf Deutschland.

George präsentiert sich in dieser Begründungsgeschichte seiner Migration als karrierebewussten, jungen Mann, dem viele Möglichkeiten offen stehen und der sich dessen bewusst ist. Eingedenk der Tatsache, dass dies nun die Geschichte ist, die er bereits am Anfang vorschlug, zu erzählen und die auch formal-strukturell auf wesentlich mehr Erzählfreude seinerseits schließen lässt als der erste Teil der Lebensgeschichte, ist davon auszugehen, dass dies das Bild ist, mit dem er sich vorstellen und präsentieren will. Zum Zeitpunkt des Interviews sitzt er mir als Flüchtling gegenüber, der keine Arbeit hat und in einer Kleinstadt lebt. Die Erzählung seiner Migrationsbegründung steht in einem starken Kontrast zu dieser gegenwärtigen Position. Er macht damit deutlich, dass seine Entscheidung, anders als das bei Flüchtlingen vorausgesetzt wird, freiwillig und darüber hinaus beruflich-karrieretechnisch motiviert war. Es ist ihm wichtig, dieses Bild von sich zu zeigen, er stellt dadurch zunächst den beschriebenen

Gegensatz zwischen seiner damaligen und seiner heutigen Position her, integriert aber beide in seine biographische Erzählung.

Mit der Erzählung vom Kriegsausbruch in Ruanda setzt eine Bedeutungsverschiebung weg von der beruflichen Karriere, hin zur existentiellen Verantwortung um das Gehen oder Bleiben von sich selbst und seiner Familie in Deutschland ein. Seine Erzählung wird bis dahin durch Fragen des beruflichen Aufstiegs bestimmt. Sie dreht sich primär um die Organisation des Stipendiums, welches dem beruflichen Weiterkommen dient, und im letzten Teil um den in Deutschland zu absolvierenden Sprachkurs, der den gleichen Zweck hat. Der Kriegseinbruch markiert in der Erzählung den Bedeutungsverlust von Ausbildung und Karriere. Waren vorher noch Prüfungen und Qualifikationen ein Thema, so ändert sich das jetzt:

G: Es war endgültig eine schwierige Lage und da '94 diese komische Krieg in Ruanda auch eh, ausgebrochen? Auf? Aus, ne?

K: ja, ausgebrochen

G: ja, Ausgebrochen, ne. °Total, eh, meine Familie, keine Nachricht, gar nicht, es, nicht zu sagen, dass ich in die Kurs oder Vorlesung gehe, das hat keine, ich bin in mein Zimmer oder irgendwo in Markt gegangen. Statt zu sitzen und konzentrieren, ich denke, das war ein schlimme Zeit. Hat man nur Nachrichten in Fernsehen gesehen, telefonisch ging nicht, hat man keine Telefon° (A: 10/13-22)

So markiert der Kriegsausbruch einen Bruch, der von George hier sowohl in der Darstellung seines damaligen Erlebens konstatiert wird, als auch auf der strukturellen Ebene der Erzählung vollzogen wird. Bis dahin wird der Deutschkurs, die Prüfungen, als wichtiges Thema, als damaliger Lebensmittelpunkt Georges dargestellt, nun wird hier die Veränderung explizit genannt: Statt in die Vorlesungen und Kurse zu gehen, geht er auf den Markt oder in sein Zimmer, denn er kann sich nicht konzentrieren. Vorlesungen und Kurse, bis dahin sehr bestimmend und immerhin auch der eigentliche Grund seines Kommens, verlieren an Bedeutung, die Sorge um die Herkunftsfamilie tritt an ihre Stelle. Sprach George in seiner biographischen Erzählung bis dahin viel über den Deutschkurs und vorher über seine Berufschancen, so werden diese Themen jetzt abgelöst durch die direkten Folgen des Krieges für George, die von nun an seine Selbstpräsentation bestimmen:

K: Und Sie wussten nicht, was mit ihrer Familie ist?

G: ne, gar nix, gar nix. Und dann in '95 auch diese Stipendium ausgelaufen. Das heißt, ich sollte nach Hause.

K: Und es war, es war aber noch Krieg, oder?

G: J- Ja, offiziell war eh, beendet, aber das war diese große Fluchtwelle, in Zaire, in Kongo und Unruhe war immer dabei, aber für die deutsche Bürokratie es es war egal, wir sollten wieder nach Hause (ja). (A: 10/23-29)

Neben der Angst um seine Familie ist eine Folge des Krieges die Unsicherheit bezüglich der eigenen Situation. Rückkehrpläne hat George bis hierhin nicht explizit erwähnt, er hat jedoch seinen Aufenthalt als reinen Studienaufenthalt geschildert, zur Weiterqualifizierung, um in Ruanda in höhere berufliche Positionen zu gelangen. So ist zu vermuten, dass George bis zum Zeitpunkt des Kriegsausbruchs beabsichtigte, nach erfolgreichem Studienabschluss zurückzukehren, der expliziten Nennung der Rückkehrabsichten bedurfte es vor diesem Hintergrund nicht.

In der neuen Situation, vor dem Hintergrund des Kriegsausbruchs in Ruanda, wird das Auslaufen des Stipendiums im Jahr 1995 jedoch zu einer Bedrohung. Schon der letzte Satz der oben angeführten Sequenz macht deutlich, was George in den folgenden Minuten der Erzählung weiter ausführt: Er soll wieder nach Hause, obwohl die Situation in Ruanda noch unsicher ist – eine Entscheidung, die ihm unmenschlich erscheint: Er nennt keine menschlichen Entscheidungsträger, sondern die „deutsche Bürokratie“. Diese personalisiert er, indem er ihr eine Emotion zuschreibt: Es war ihr „egal“. So stellt er die Rückkehrforderung als unmenschliche, bürokratische Entscheidung dar, die die Veränderung der Situation nicht berücksichtigt.

„In diesem Fall“, so gibt George wieder, was er dem Mitarbeiter der „Ausländerbehörde“ gesagt hat, „kann man nicht sagen, nach dem Stipendium wieder nach Hause“ (A: 10/40-41). In diesem Satz klingt sowohl die Anerkennung der Tatsache, in der Regel nach dem Ende des Stipendiums ins Heimatland zurückkehren zu müssen oder zu wollen, als auch der Hinweis auf die Veränderung seiner Situation mit: „In diesem Fall“ ist die Lage eine andere als erwartet, in diesem Fall kann man nur von einer gleichgültigen Bürokratie in ein von den Folgen des Bürgerkrieges gezeichnetes Land zurückgeschickt werden.

Diese Veränderung der Situation bestimmt fortan die Erzählung. Er will nicht zurückkehren und setzt alles daran, die Aufenthaltsgenehmigung zu verlängern. Beruf und Karriere, als wichtige Handlungsmotivationen des ersten Teils der ‚Migrationsgeschichte‘ dargestellt, werden abgelöst durch den Wunsch, oder vielmehr den Zwang infolge der politischen Situation in Ruanda, in Deutschland zu bleiben. Das zu erreichen, also die Aufenthaltsgenehmigung zu verlängern, ist das bestimmende Thema der folgenden Abschnitte, die die Geschichte bis in die Gegenwart erzählen.

Wie bereits der Wechsel des Personalpronomens in der oben abgedruckten Sequenz anzeigt, erscheint in diesem Zusammenhang seine eigene Familie, also seine Frau und sein erstes Kind, in der Erzählung. Nachdem der gesamte erste Teil der Migrationsgeschichte in der ersten Person Singular erzählt wurde, wechselt hier das Personalpronomen und es wird zum ersten Mal angedeutet, dass George sich nicht allein in Deutschland befindet. Es ist kein Zufall, dass Frau und Kind gerade hier das erstmalig genannt werden, obwohl sie, wie später zu erfahren ist, bereits wenige Monate nach George nach Deutschland gekommen sind. Der Wechsel von Beruf und Karriere als dominantem Thema der Erzählung zur Darstellung der Mittel und Wege, den Aufenthalt in Deutschland zu sichern, zieht einen Bedeutungsgewinn der Familie Georges nach sich. Immer noch ist George das aktiv handelnde Subjekt seiner Erzählung, immer noch erzählt er den überwiegenden Teil in der ersten Person Singular. Er stellt sich jedoch nicht, wie es im ersten Teil der Migrationsgeschichte schien, ausschließlich als sich selbst verantwortlich dar.

War George vorher der karrierebewusste junge Mann, der nach Deutschland kam, um einen höheren Abschluss und damit Aufstiegschancen zu erlangen, so treten diese karrieretechnischen Überlegungen jetzt hinter die existentielleren Sorgen um den Aufenthalt in Deutschland und die Finanzierung der Familie zurück, wie in folgendem Abschnitt deutlich wird:

G: Es gab noch eine andere, eine Wäscherei, da konnte man solche Arbeiten, das Geld war nicht gut, aber die hat man Student eingestellt.

I: Mhm, und dann neben dem Studium oder in den Ferien?

G: Ja, ja, ja, Studium kann man vergessen, sowieso das war nicht interessant, interessant war das war die Aufenthalt zu bekommen, das Geld zu=

I: =Ja, also bleiben zu können

G: Ja, Studium es war nur scheinbare Geschichte (ja), (A: 12/15-22)

George hat sich für eine Promotion an der Universität eingeschrieben, weil dies eine Möglichkeit war, seine Aufenthaltsgenehmigung zu verlängern. Die Einschreibung dient jedoch nur der Verlängerung des Aufenthalts, wie in dieser Sequenz deutlich wird. Das Studium, die Weiterqualifizierung, ursprünglich der Grund, nach Deutschland zu kommen, ist „nicht interessant“, ist neben den existentiellen Problemen, wie „Aufenthalt zu bekommen“ und Geld zu verdienen in den Hintergrund gerückt. Ebenso kommt Arbeit hier ausschließlich als Mittel zum Gelderwerb vor, sie hat nicht mehr den selbstverwirklichenden Charakter wie am Anfang der Migrationserzählung, als

Beförderungen und Karriere auch unabhängig von ökonomischer Verwertbarkeit verhandelt wurden.

Im gesamten zweiten Teil der Migrationserzählung, der betitelt werden kann mit ‚Gehen oder Bleiben‘, sind Fragen des Berufs und der Karriere somit in den Hintergrund gerückt. An ihre Stelle ist das Bemühen um die Verlängerung der Aufenthaltsgenehmigung getreten, die Georges Erzählung bestimmt. Obwohl Arbeit hier zunächst nur noch als ökonomische Komponente in der Erzählung auftaucht und auch die Promotion primär unter dem Gesichtspunkt der Aufenthaltsverlängerung gesehen wird, so bleibt der Wunsch nach einer seiner Qualifikation angemessenen Tätigkeit auch in diesem Teil hörbar:

G: Ja, dann habe ich geschafft, irgendwann habe ich gesagt, ja muss ja jetzt wirklich was machen, habe ich angefangen, Bewerbungen für Stellen zu schreiben, zu schicken. °da, habe ich gedacht, die Professoren haben immer Stellen irgendwie, (A: 12/25-28)

Er hat sich damals gesagt, dass er jetzt „wirklich“ was machen muss, nachdem er verschiedene Jobs in einer Wäscherei und verschiedenen Fabriken hatte²⁷. Diese Aufforderung an sich selber, „wirklich“ was zu machen, zieht Bewerbungen an der Uni, vermutlich auf Doktoranden- oder Mittelbau-Stellen, nach sich. Die Tätigkeiten vorher waren für ihn nichts „Wirkliches“, sie hatten nicht den Charakter einer befriedigenden, selbstverwirklichenden Stelle. Da er aufgrund von Problemen mit der Arbeitserlaubnis keine Stelle an der Uni bekommt, bewirbt er sich erneut um ein Stipendium. Dies wird bewilligt und er hat so die Gelegenheit, seine Promotion zu beenden. Das Studium und damit die Weiterbildung, am Anfang bestimmendes Thema, bleiben Nebenhandlung in der eigentlichen Haupterzählung, die sich weiterhin um die verschiedenen Möglichkeiten und Wege, den Aufenthalt in Deutschland zu ermöglichen, dreht. Statt den Fokus der Erzählung auf Beruf, Karriere und Ausbildung zu richten, stehen Auseinandersetzungen mit Ämtern und Behörden im Mittelpunkt, die George führt. Er erzählt ausschließlich in der ersten Person Singular und stellt sich als denjenigen dar, der die Probleme mit „Ausländerbehörde“ und Ämtern meistert.

Erst nachdem der Asylantrag anerkannt wurde und die existentielle Bedrohung der Abschiebung zumindest vorübergehend abgewendet ist, wird Arbeit wieder zu einem wichtigen Thema:

²⁷ Es ist anzunehmen, dass es sich bei diesen Jobs um illegale Beschäftigungsverhältnisse handelte, da George als ausländischer Student eigentlich nicht hätte arbeiten dürfen. Diese Illegalität wird von ihm selber nicht thematisiert.

G: Wenn man eine Job hat kriegt sofort die Sache in Griff, aber wenn man keinen Job hat, die Stadt ist immer hinterher und die diktieren was man machen muss einmal, was man kaufen soll, was man alles ja,

I: Ja, es ist es gibt alle möglichen Bestimmungen und Sanktionen, ne, es ist

G: ja, ja, mhm. Und Job kriegt man hier- deshalb lache ich tot wenn ich in Nachrichten höre, dass wer eine Jobverweigerer kriegt eine Sanktion. Sag mal, wer hat, zu dieser Zeit, wer hat eine Job gehabt und verweigert? Das ist eine Sache vor zehn Jahre. Zehn Jahre hat man gesagt, ja, Altenpflege, das mache ich nicht, das ist ein bisschen zu schwer=

I: ja, aber heute nicht mehr=

G:= Heute das hat man eine Job und sagt ich will das nicht machen? Ich glaube diese Leute da in der Regierung sind zehn Jahre wirklich zurück. Alle die ich kenne in meine die, vielleicht hier K.-Stadt oder in andere Gebiet, die haben auch gesagt, wenn ich irgendwas habe auch ja Straßenfegen, Hauptsache ich kriege was Ende des Monats ich mache. Und jetzt kommt jemand und sagt, die Leute wollen nicht arbeiten. Die haben- So, das ist die Geschichte, bin jetzt auf Jobsuche, ob ich einen finde weiß ich nicht. Da, (seufzt) die Hoffnung ist da, denn, darf man nicht die Hoffnung verlieren, irgendwann kommt was.

I: Bestimmt ja,

G: Kommt was, ja vielleicht nicht was man sich gewünscht hat, aber immerhin. (15/6-27)

Diese Sequenz folgt direkt auf das chronologische Ende der Migrationsgeschichte, als George mit seiner Erzählung in der Gegenwart, in der er als anerkannter Flüchtling in K.-Stadt lebt, angekommen ist. Er zieht ein Resümee dieser Ankunft im neuen Ort, mit neuem Aufenthaltsstatus, der nicht mehr so prekär ist wie vorher. Das bestimmende Thema dieses Resümees ist Arbeit: „Wenn man eine Job kriegt sofort die Sache in Griff“. Dieser Satz zeigt deutlich die Bedeutung der Lohnarbeit in seinem Leben. Das Thema war nur zeitweise hinter die Regelung der Aufenthaltssituation zurückgetreten, jetzt, da der Aufenthalt zunächst gesichert ist, gewinnt es wieder an Bedeutung. Arbeit verschafft einen Freiheitsgewinn, weil sie wirtschaftlich unabhängig macht. So steht in der gegenwärtigen Situation der ökonomische Nutzen der Arbeit im Vordergrund: „wenn ich irgendwas habe, auch ja Straßenfegen, Hauptsache ich kriege was Ende des Monats ich mache“.

Beruf und Karriere sind ein wichtige Themen in Georges lebensgeschichtlicher Erzählung. Sie bestimmen seine Selbstpräsentation, insofern er sich als karrierebewusst und aufstiegsorientiert darstellt. Diese Selbstdarstellung verändert sich jedoch mit Beginn des Krieges in Ruanda und dem Ablauf der Aufenthaltsgenehmigung kurz darauf. Die Themen Beruf und Karriere werden von den existenzielleren Problemen der Aufenthaltssicherung zurückgedrängt. In dieser prekären Situation rückt die Sorge um die Familie in den Blick.

5.2.2 Familie

Wie bereits im Themenfeld ‚Beruf und Karriere‘ deutlich wurde, taucht die Familie erst zu einem relativ späten Zeitpunkt im Interview auf. Gerade die De-Thematisierung dieses Bereichs am Anfang und die eher beiläufige Erwähnung im Laufe des Interviews machen diesen interessant und legen die Frage nahe, wie sich der Biograph zu seiner Familie in Beziehung setzt. Die Konstruktion von Männlichkeit findet immer im Gegensatz zu Weiblichkeit statt und die Familie ist ein Ort, an dem dieser Gegensatz besonders deutlich zutage tritt, da Ehe und Elternschaft, der gesellschaftlichen Normerwartung entsprechend, in einer heterosexuellen Partnerschaft stattfinden und Aufgaben, Erwartungen und Verhalten an die jeweiligen geschlechtlichen Identitäten gebunden sind. Gerade in der Familie befindet sich der Biograph in einer Situation, in der er sich zu den Erwartungen und Stereotypen, die mit seinem Geschlecht verbunden sind, verhalten muss. Er verhält sich entweder affirmativ oder setzt sich in Widerspruch zu diesen.

In Georges biographischer Erzählung tauchen zwei Familien auf: Seine Herkunftsfamilie, in der er die Rolle des Sohnes und Bruders einnimmt, und seine eigene Familie, in der er Ehemann und Vater ist. Abgesehen von der ersten Sequenz der ‚Lebensgeschichte‘, in der er, auf meine Anregung hin, kurz etwas zu seiner Position in der Herkunftsfamilie sagt, werden beide Familien erst nach der Erzählung des Kriegsausbruchs in Ruanda im Interview thematisiert. Im Zusammenhang mit dieser politischen Krise, die für ihn auch eine biographische Krisenerfahrung darstellt, nennt er sowohl seine Herkunftsfamilie, als auch, wenig später, seine Frau und Kinder (vgl. auch Kapitel 5.1.2):

G: Mhm, dann war das Studium zu Ende, und dann war meine Familie dazu, Frau und eine Kinder waren noch da, mit mir. Ich glaube, das war auch meine Glück, wenn die beide nicht da wären, hm, ich glaube (*was wie geworden?*) (A: 11/6-9)

Er schildert, welche Auswirkungen der Krieg in Ruanda auf seine Situation hat: Das Stipendium ist ausgelaufen, er soll wieder zurück nach Ruanda, will das wegen der nach wie vor schwierigen und unsicheren Situation nicht. In diesem Zusammenhang erwähnt er zum ersten Mal Frau und Kind. Dies deutet, vor allem vor dem Hintergrund der weiteren Erzählung, darauf hin, dass er sich für diese verantwortlich fühlt und damit bekräftigen möchte, dass, wie er bereits vorher betont hat, an eine Rückreise nicht zu denken ist. Er verdeutlicht seine problematische Position mit dem Hinweis darauf, dass

er auch noch für eine Familie verantwortlich ist. Beim Weiterlesen wird jedoch deutlich, dass die Familie für ihn in dieser Funktion nicht primär Belastung, sondern auch unterstützende Institution ist:

K: Ach so, Ihre Frau war auch schon [und ein Kind war schon]

G: [Mhm, ja in Deutschland] war schon in Deutschland, ich glaube das war die einzige, wahrscheinlich die einzige Kraft, sonst wenn man keine Eltern hat, keine, wenn man alleine so, ich glaube wäre, keine so Kräfte? So erträglich geworden. (sagt etwas zu einem Kind). So, da müssen diese Dinge drum drehen. (2) Mit Ausländerbehörde, das war eine schwierige Spiel, (...)
(A: 11/10-16)

Georges Frau und sein Kind geben ihm Kraft, ihre Anwesenheit macht die Situation für ihn erträglich. Wie sie diese Kraft gegeben haben, was sie gemacht haben, um ihn zu stärken, sagt er nicht. Lediglich der letzte Satz; „So, da müssen diese Dinge drum drehen“ gibt einen Hinweis, besonders, da er im Anschluss direkt auf seine Auseinandersetzung mit der Ausländerbehörde zu sprechen kommt: Die unterstützende Funktion der Familie besteht vor allem darin, dass sie da ist und seine Aufmerksamkeit auf die existentiellen Dinge lenkt. Die Dinge, wie er sagt, müssen sich um die Familie drehen. Vorher beschrieb er seine Desorientierung, seine Antriebslosigkeit, aufgrund der Ungewissheit bezüglich seiner Eltern. Diese kurz vorher beschriebene Antriebs- und Orientierungslosigkeit muss er aufgeben, um sich um seine Familie zu kümmern. Also muss er sich mit der Ausländerbehörde auseinandersetzen und sich für die Verlängerung der Aufenthaltserlaubnis einsetzen.

Seine Familie taucht in dieser schwierigen biographischen Situation als positiver Faktor auf. Er beschreibt sie als kraftpendend, zeichnet die Mitglieder der Familie in dieser Funktion jedoch nicht als aktive Subjekte, sondern vermittelt den Eindruck, dass die Familie durch ihre bloße Existenz Kraft gibt, da er gezwungen ist, seine Aufmerksamkeit auf sie zu richten und Verantwortung zu übernehmen. Diese Verantwortungsübernahme empfindet er nicht als belastend, sondern als bestärkend.

Es schließt sich die Erzählung über das Ringen um die Aufenthaltsgenehmigung an, in deren Verlauf George, abgesehen von der bereits oben erwähnten Ausnahme ausschließlich in der ersten Person Singular spricht. So wenn es um die Rückreisedrohung geht: „am Ende von Promotion war eine Katastrophe. Ich sollte wieder nach Ruanda zurück“ (A: 12/34-36), aber auch, und das nimmt den größeren Teil der Erzählung ein, wenn er die Auseinandersetzungen mit den Behörden und die Organisation des weiteren Aufenthalts beschreibt. Seine Familie bzw. seine Frau tauchen als Gesprächspartnerin oder Mitentscheidungssträgerin nicht auf. Entscheidungen stellt er als von ihm allein

getroffen dar, so wie er auch die Bedrohung der Abschiebung in seiner Erzählung auf sich bezieht.

Dies kann Ursachen in politischen Zusammenhängen haben, von denen er nichts erzählt hat. So ist es möglich, dass vielleicht nur für ihn eine Gefährdung besteht, wenn er wieder zurückkehrt, seine Frau und seine Kinder jedoch nicht so bedroht sind²⁸. Allerdings ist, falls eine solche konkrete Bedrohung besteht, davon auszugehen, dass diese auch seine Familie betrifft. Wahrscheinlicher ist also, dass diese Darstellung seiner selbst auf ein Verständnis hindeutet, demnach er derjenige ist, der die Verantwortung für die Familie trägt, der die Verhandlungen über das Gehen oder Bleiben führt und die Entscheidungen trifft.

Ausschlaggebend für den Entschluss zu Bleiben sind, neben der Bedrohung in Ruanda, auch familiäre Gründe, wie die schulische Laufbahn der Söhne. Zum Zeitpunkt der Beendigung der Promotion, als die Ausweisung wieder zur realen Bedrohung wird, ist der älteste Sohn bereits in der Schule. Eine Ausreise nach Ruanda oder der Wechsel in ein anderes Land, eine Option, über die er auch nachgedacht hat, würde seine schulische Entwicklung stören, befürchtet George:

G: (...) aber ist auch so, wenn das Kind ist schon, das erste Kind ist schon in der Schule, hm, in der Schule, bei Schule, das heißt, muss überlegen, wenn ich in Ausland gehe, hm, vielleicht werde in eine neue Sprache kommen, dann das Kind werde runtergestuft. (3) Wenn man eine Jahr für eine Kind sagt, die Entwicklung ist gestört. (A: 13/34-39)

Auch diese Faktoren gilt es für ihn zu bedenken, sie werden im Laufe des Interviews erneut erwähnt, wenn George die Entscheidung, zunächst in Deutschland bleiben zu wollen, begründet. Der erste Sohn kommt nun auf das Gymnasium und auch der zweite geht in die Schule. Aus diesem Grund steht es für George im Moment außer Frage, dass die Kinder auf jeden Fall weiter in Deutschland bleiben müssen. Dagegen kann er sich schon vorstellen, dass er für eine Zeit aus beruflichen Gründen das Land wechselt.

Der schulische Werdegang und die Bildungskarriere seiner Kinder liegen ihm am Herzen, Bildung hat einen hohen Wert für ihn. Er präsentiert sich so als leistungsorientierten Vater, der seine Söhne im Interview nur selten und wenn, dann im Zusammenhang mit deren schulischer Leistung erwähnt. So fällt die eher unpersönliche Sprechweise im obigen Fall auf: Er spricht von seinem Sohn als „Kind“ und nennt nicht dessen Namen. Erst im Nachfrageteil, von der Interviewerin direkt darauf

²⁸ Das möglicherweise eine Bedrohung für ihn besteht, klingt in der Bemerkung „diese Machthaber, ich mag die nicht“ (A: 13/10) an.

angesprochen, nennt er die Namen seiner beiden jüngeren Söhne, die während des Interviews anwesend sind. Ebenfalls nur auf Nachfrage erzählt er weitere Details über seine Familie und die Ankunft in Deutschland. Nur so ist zu erfahren, dass er bereits verheiratet war und einen Sohn hatte, als er nach Deutschland kam. Seine Frau und der Sohn kamen nur wenige Monate nach ihm in Deutschland an.

In einem kurzen Abschnitt, in dem er auf die Fragen der Interviewerin zu seiner Frau antwortet, werden seine Einstellungen zu reproduktiver Arbeit und Arbeitsteilung deutlich. So rechnet er das gemeinsame Baby, das bereits geboren war, als sie nach Deutschland kamen, fraglos in den Aufgabenbereich seiner Frau, indem er die Verzögerung ihres Studienanfangs in L.-Stadt damit begründet, dass das „Baby war da“ (A: 20/38). Auch heute besteht die Arbeit seiner Frau hauptsächlich in der Sorge für die Kinder:

I: Und ihre Frau hat auch noch keine Arbeit?

G: Nein, nein, Ja, vierundzwanzig Stunden (lacht, deutet auf die Kinder).

I: ja, stimmt, Kinder.

G: Hm, *(ein Wort unverständlich)*

I. ja, das ist anstrengend, drei Kinder

G: hm, ja, die drei sind die Großen, geht, °°die klein ist viel Arbeit, waschen, muss man ein bisschen aufpassen, die Fläschchen müssen gekocht werden, ein bisschen sauber, die Älteren ist egal, trinken das auch fertig, aber die Kleine müssen bekommen. Eh, die Klamotten müssen gepudert werden (A: 21/3-12)

George erkennt diese reproduktive Tätigkeit als Arbeit an und rechnet einen hohen zeitlichen Aufwand dafür. Er beschreibt in dieser Situation aber eindeutig die Tätigkeit seiner Frau, keine gemeinsame oder geteilte Aufgabe. Allerdings zeigt er durch die detaillierte Beschreibung der Tätigkeiten an, dass er sich damit auskennt und lässt so den Schluss zu, dass er möglicherweise Teile davon (gelegentlich) übernimmt. Er distanziert sich nicht ausdrücklich von diesen Tätigkeiten als ‚weiblichen‘ Tätigkeiten, rechnet sie aber dennoch ‚automatisch‘ seiner Frau zu. Seine Antwort auf die Frage nach eventueller Arbeitsteilung im reproduktiven Bereich legt nahe, dass dies kein Thema von Aushandlungen in der Beziehung ist:

K: Und das macht sie, oder machen Sie das auch, oder teilt ihr euch das?

G: Ich würde sagen teilen ist, ne. Haben wir nicht gesagt, du machst das, ich mach das. Man macht was kommt. Wenn ich mit dem Kind, das Kacka gemacht hat, muss ich das wechseln, das machen. °°genau wenn *(unverständlich weil zu leise)*°° Eine genaue Teilung ist nicht, das würde auch nicht machen, weil ich weiß es nicht, wie

das machen, wenn ich eine Job hätte, diese Teilung, wie kann jetzt diese Teilung machen. (A: 21/13-19)

Eine Teilung der Haus- und Kinderarbeit ist offensichtlich nicht thematisiert worden, jedoch stellt George sich nicht als Mann dar, der diese Arbeit aus Prinzip nicht übernimmt. Im Gegenteil, „Man macht was kommt“ schließt, wie er anschließend erläutert, ein, dass er einen Teil der Arbeit übernimmt. Doch die Hauptverantwortung in diesem Bereich sieht er bei seiner Frau. Er rechnet ihr die Aufgabe Haus- und Kinderarbeit zu (s.o.) und geht selbstverständlich davon aus, dass sie diesen wieder übernimmt, wenn er einen Job gefunden hat.

Die Möglichkeit, dass seine Frau einen Job hat, wird nicht thematisiert, kommt in seiner Überlegung nicht vor. Da seine Frau nach seiner Wahrnehmung bereits eine 24-Stunden Tätigkeit, nämlich die Kindererziehung und -versorgung ausübt, ist sie auch nicht auf Arbeitssuche. *Arbeitssuchend* ist nur er selbst.

Die Arbeitsteilung in der Beziehung ist somit für George kein Thema. Erst durch meine Nachfrage wird es zu einem im Interview, zuvor spricht er selbstverständlich von seiner Frau als der für Reproduktionsarbeit zuständigen Person.

Seine Familie ist trotz ihrer späten und nur randständigen Erwähnung im Interview implizit sehr präsent. Seit dem Zeitpunkt des Kriegseintritts zwingt sie George zur Verantwortungsübernahme, gibt ihm aber auf diese Weise auch Kraft. Die Mitglieder der Familie werden dabei nicht als eigenständige, aktive Personen gekennzeichnet.

5.2.3 Bilder und Vorstellungen von Männlichkeit

Männlichkeit wird von George erst dann explizit behandelt, als es im Nachfrageteil zum Thema gemacht wird. Auf die eigentlich auf seine subjektiven Erfahrungen abzielende, an Meuser (1998) angelehnte Frage: „Was bedeutet Mann sein für Sie“ (A: 23/31) reagiert er zunächst belustigt:

G: Huch, oh ja, da bin überfordert. Eh, Mann sein, ja, nicht biologisch hoffentlich? (beide lachen). Biologisch also ist das, sagt es also Mann-Sein ist man mit den drei Beinen, Ha ha ha, na gut (lacht). (A: 23/32-34)

Auffällig ist, dass George selber eine Trennung zwischen biologischen Dispositionen des Geschlechts und anderen, nicht-biologischen macht. Dass er es sofort ablehnt, über das, was er als das biologische Mann-Sein identifiziert, zu sprechen, bzw. davon ausgeht, dass das nicht das hier gemeinte Thema sein kann, deutet auf die Fraglosigkeit (vgl. dazu Meuser 1998) dieses Themas für ihn hin. Biologisch ist Mann-Sein leicht zu

erklären: „Mann-Sein ist man mit den drei Beinen“. Die biologische Seite des Mann-Seins, von ihm verortet in den primären Geschlechtsmerkmalen, will er nicht kommunizieren und sieht aufgrund der Eindeutigkeit keine Notwendigkeit darin.

Da er bereits davon ausgeht, dass es nicht diese, von ihm als unproblematisch und nicht kommunizierbar identifizierte, biologische Seite des Mann-Seins ist, die interessiert, ist anzunehmen, dass die Bemerkung „da bin ich überfordert“ sich auf eine nicht-biologische Behandlung des Themas Männlichkeit bezieht. Jene ist es, die sich für ihn als weitaus problematischer darstellt, zu der er dennoch im Folgenden einiges zu sagen hat. Als er sich dieser nicht-biologischen Behandlung zuwendet, bekommt das Thema eine national-kulturelle Dimension:

G: Eigentlich, ehm, Mann-Sein ist, wenn ich zurückblicke, in Ruanda Mann-Sein ist, ah, ich mag diese Worte nicht, der Chef von der Familie, eh, das man so sagt, das mag ich nicht, aber, (seufzt) leider ist so, muss sagen ist der Verantwortlich für was ist das Geschehen in Haus, ne. (A: 23/35-38)

Diese Aussagen zum Thema Männlichkeit bezieht er auf einen natio-kulturellen Hintergrund: „In Ruanda Mann-Sein ist (...)“. Die nicht-biologische Ebene, auf der Mann-Sein zu behandeln ist, ist die der sozialen Bedeutung des Mann-Seins in bestimmten national-kulturellen Zusammenhängen. An die oben zitierte Stelle schließt sich ein längerer Bericht über die Rolle und Aufgaben von Männern in Ruanda an, in dessen Verlauf er kaum subjektive Aussagen über sein eigenes Leben und Erleben macht. Wie bereits in der obigen Stelle anklingt, ist dabei die Dominanz des Mannes ein Thema. Dabei bemüht sich George um eine differenzierte Darstellung, wie seine Unzufriedenheit mit dem Begriff „Chef“ im Bezug auf die Position des Mannes in der Familie verdeutlicht. Während in der zitierten Anfangssequenz dieses Themenfeldes die Rolle des Mannes in der ruandischen Familie noch sehr negativ konnotiert dargestellt wird, schwächt George dies in den weiteren Ausführungen zum Thema ab, ohne es gänzlich in Frage zu stellen. Er bleibt bei der Darstellung des Mannes als desjenigen, der die Position des Chefs in der Familie innehat, auch wenn er dieses Wort nicht noch einmal gebraucht, betont aber sehr viel stärker die Probleme und negativen Auswirkungen, die dies auf Männer hat. Als wichtiger Schlüsselbegriff für eine solche differenziertere Darstellung kristallisiert sich dabei Verantwortlichkeit heraus:

G: Wenn, wenn die Frau kommt, erst mal so, ist Ihr Mann da? Man sagt nicht sofort, ich wollte das mitzuteilen. Ist Ihr Mann da? (ja, mhm) So. In die Richtung wo ich sagte ist wirklich diese Verantwortung, die die diese große Gewicht ist wahrscheinlich eine Großteil auf den Mann (mhm). Nach meine Meinung. (ja, ja) °mhm, sehr viel Gewicht°, (A: 23/40-24/2)

Die dominante „Chef“-Position des Mannes in der Familie bringt mit sich, dass der Mann viel Verantwortung trägt, was von George aus der männlichen Perspektive als Belastung empfunden wird. Das patriarchale System, wie er es selbst betitelt (A: 24/10), wird von ihm weniger als problematisch für Frauen gesehen – was der gängigen Sichtweise entspräche, vor allem, nachdem ein Begriff wie „patriarchal“ verwendet wurde, der auch eine ideologische Bedeutung hat – als vielmehr auch als Belastung für Männer. Diese haben die Verantwortung für die Familie zu tragen, sie sind die Versorger der Familie, da sie die Verantwortung tragen. Dies schließt die ökonomische Versorgung ein:

G: Mhm, wenn das Geld nicht ist, der Mann hat Problem, natürlich die Frau auch, aber der Mann noch noch eh, größer. Weil er diese Versorgerrolle. Muss eh, die Familie versorgen, (A: 24/5-7)

Aus der Versorgerrolle des Mannes erwachsen verschiedene Zuständigkeitsbereiche für Männer und Frauen, die George als in Ruanda eindeutig voneinander getrennt darstellt. Am Beispiel des Kochens verdeutlicht er die inhaltliche Bestimmung dieser Versorgerrolle des Mannes, sowie die Aufgabe der Frau:

G: Wenn ein Problem ist, das ^{oo}(unverständlich einige Worte, zu leise)^{oo} Sicherheit, Geborgenheit, Verantwortlichkeit, alles muss der Mann. Wenn das Essen nicht da ist, das nicht das Problem die Frau, das für den Mann. Mann muss sicher sein, dass zu essen da ist. Ja, Kochen ist etwas anderes (ja), Kochen ist etwas anderes, ja, haben wir da gelassen, warum ist nicht gekocht worden, ja, das ist dies. (A: 24/18-24)

Es ist Aufgabe des Mannes, dafür zu sorgen, dass etwas zu Essen da ist, Aufgabe der Frau, es zu zubereiten. Ganz deutlich tritt hier die Zuständigkeit der Frau für den privaten, den häuslichen Bereich, und die des Mannes für die öffentliche Sphäre zutage. Während die Frau im Haus mit dem Kochen betraut ist, ist es die Aufgabe des Mannes, außerhalb des Hauses das Essen zu besorgen. Möglicherweise bedeutet das auch nur, dafür zu sorgen, dass Geld da ist, von dem Essen gekauft werden kann. Die Finanzierung ist Sache des Mannes und kennzeichnet seine Versorgerrolle.

Auf den ersten Blick scheint die Sorge für Geborgenheit, die George zu den Aufgaben des Mannes zählt, aus der Reihe zu fallen. Während sowohl die Sorge für Sicherheit als auch die Verantwortlichkeit des Mannes in das gängige Bild patriarchaler Strukturen passen, scheint Geborgenheit doch eher dem reproduktiven Bereich und damit der weiblichen Sphäre zuzugehören. George rechnet es aber zu den Aufgaben des Mannes und nennt es direkt vor der Illustration des Verhältnisses zwischen Frau und Mann durch das Beispiel des Essenbeschaffens. Geborgenheit ist ein Begriff, der auf

verschiedene Weise gefüllt werden kann. Ähnlich wie im Beispiel des Essens, in dem George dem Mann die Verantwortung für die Beschaffung von Essen zurechnet, könnte er die männliche Sorge für Geborgenheit auch so verstehen, dass der Mann dafür verantwortlich ist, die nötigen Umstände zu (be)schaffen, die es der Frau ermöglichen, zu kochen, bzw. eine geborgene Familiensituation zu schaffen. Wenn es dem Mann als Versorger nicht möglich ist, die ökonomischen Voraussetzungen zu schaffen, kann die Frau keine Geborgenheit stiften.

Durch die ausführliche Erklärung ruandischer Männlichkeit verdeutlicht George, dass er davon ausgeht, dass es sich um eine für mich als Interviewerin ‚fremde‘ Männlichkeit handelt, die er mir als Experte nun erklärt. In Deutschland sind die Verhältnisse seiner Auffassung nach anders:

Ja, Natürlich hier in Deutschland geht nicht, wer hat in der Zeit Haus, muss das kochen. Ja, ich kann nicht hier sitzen und sagen ja, Schatz hast du das Essen fertig? Er (*ja, würde sagen...?*)würde sagen können, ich mach das nicht, wenn du Hunger hast, musst du selbst das machen, ja, das ist normal (ja, ja). Aber zum Beispiel wenn eine Fenster kaputt ist, °ich kann nicht die Frau sagen, Frau, die Fenster ist kaputt, (verneinend) hm, hm, ich muss drum kümmern. ° Das ist, ja. Mann zu sein, ja.
(A: 24/24-31)

Er kann sich hier auf deutsche Vorstellungen und Lebensweisen des Geschlechterverhältnisses beziehen, er kann aber mit dieser Erzählung auch auf seine persönliche Situation in Deutschland hinweisen, in dem Sinne, dass für ihn, aufgrund der Umstände, in denen er und seine Familie sich hier befinden, die von ihm vorher beschriebene Aufgabenteilung nicht mehr möglich und angemessen erscheint. So kann sich in dieser Stelle eine Einschätzung deutscher Männlichkeit und männlicher Lebensweisen verbergen, sie sich kann aber auch auf seine individuelle Situation beziehen. In beiden Fällen stellt sich George als flexibel genug dar, sich der anderen Situation anzupassen.

Auch wenn sich hier in Deutschland in Bezug auf die familiäre Arbeitsteilung Manches geändert hat, deutet der zweite Teil der obigen Sequenz jedoch auf ganz klar dem Mann zuzurechnende Aufgabenbereiche hin: Die Reparatur des Fensters gehört auf jeden Fall dazu.

Männlichkeit wird von George mit einer natio-kulturellen Dimension versehen, die er von der biologischen, für ihn nicht erklärungsbedürftigen, abkoppelt. Er antwortet auf die Frage nach der persönlichen Bedeutung von Männlichkeit mit einer Beschreibung des „Mann-Sein“ in Ruanda. Dieses stellt er als vor allem durch Verantwortungsübernahme gekennzeichnet dar. Dabei bleibt er auf einer allgemeinen Ebene und erzählt nicht über persönliches Erleben.

5.2.4 Zusammenfassung

Georges biographische Erzählung dreht sich – nach dem ‚erzwungenen‘ Einstieg bei Kindheit und Jugend – in erster Linie um seine Migration und daran anknüpfend um die aus der prekären Aufenthaltssituation in Deutschland resultierenden Fragen nach Bleibemöglichkeiten. Eine Identifikation mit Deutschland, die ein Gefühl von Zugehörigkeit auslösen könnte, ist nicht zu erkennen. Im Gegenteil präsentiert sich George als weiterhin mobil: Er will aufgrund der angespannten politischen Lage nicht zurück nach Ruanda, ist aber auch nicht an Deutschland gebunden. Die Entscheidung, weiterhin in Deutschland zu bleiben und nicht in ein anderes Land zu gehen, fällt aus pragmatischen Gründen. Im Moment ist es die schulische Ausbildung der Kinder, die ihn in Deutschland hält. Wenn es berufliche Vorteile bietet, kann er sich aber durchaus vorstellen, ohne die Familie in ein anderes Land zu ziehen.

George präsentiert sich im Interview selbstbewusst und karriereorientiert. Seine berufliche Selbstverwirklichung spielt in der Erzählung als Motivation für die Migration eine bedeutende Rolle. In der Krisensituation, die für ihn persönlich schon mit Kriegsausbruch in seiner Heimat eintritt, sich aber verschärft mit dem Auslaufen seiner Aufenthaltsgenehmigung kurz nach dem offiziellen Kriegsende, tritt diese berufliche Selbstverwirklichung hinter existenziellere Probleme zurück. Im Mittelpunkt der Erzählung steht nun die Sicherung des Bleiberechts für ihn und seine Familie. Zum Zeitpunkt des Interviews ist das Asylverfahren gerade zu einem positiven Abschluss gekommen, der Aufenthalt der Familie scheint zunächst vorläufig gesichert. Beruflicher Arbeit, vielmehr zunächst dem Wunsch danach, kommt nun wieder eine größere Bedeutung zu.

Zentraler Begriff in der gesamten Erzählung über Männlichkeit ist *Verantwortung*. Auf diesen greift George immer wieder zurück, um Rolle und Aufgaben des Mannes zu beschreiben. Richtet sich von dieser Stelle, mit dem Wissen um Georges Bild von Männlichkeit, der Blick zurück auf Georges biographische Erzählung, so wird deutlich, dass er in seiner biographischen Selbstpräsentation eine solche Männlichkeit repräsentiert: Er ist ein die Verantwortung für die Familie tragender Mann.

George erzählt durchgängig in der ersten Person Singular und vermittelt das Bild von ihm selbst als alleinigem Entscheidungsträger und alleinig Handelndem in der gesamten Biographie, auch in den die ganze Familie betreffenden Krisensituationen. In Georges

Beschreibung von Männlichkeit fallen Männern, korrespondierend zum Bild patriarchaler Zustände, vor allem funktionale Aufgaben zu, die den Lebensunterhalt der Familie sichern. Ganz klassisch ist der Wirkungsbereich des Mannes dabei Außen, während die Frau für Innen zuständig ist. Dazu passt seine Selbstbeschreibung im Interview: Die Verantwortung für den äußeren Bereich, die Kommunikation mit Behörden, aber auch die finanzielle Absicherung der Familie durch Lohnarbeit gehören in seinen Verantwortungsbereich, wohingegen die Arbeit seiner Frau in der Pflege der drei Kinder besteht.

Am Anfang seiner Erzählung berichtet er über seinen Beruf, seine Karriereabsichten. Er kommt damit seiner männlichen Aufgabe, dem Verdienen des Lebensunterhalts, nach, sieht den Beruf aber auch unter Selbstverwirklichungsaspekten. Er will Karriere machen und „weiter“ kommen, nicht nur Geld verdienen. In der Krisensituation des Kriegsausbruchs und der prekären Aufenthaltssituation wechselt seine Selbstdarstellung: Vom karrierebewussten ‚Single‘ (seine Familie gibt es zwar schon, er erwähnt sie bis dahin aber nicht) wird er zum verantwortungsbewussten Familienvater, der all die Aufgaben, die er hier mit Männlichkeit verknüpft, erfüllen muss und erfüllt. Er verdient Geld, um das Überleben seiner Familie zu sichern, in Jobs, die nicht der Selbstverwirklichung dienen, er trägt die Verantwortung für Gehen oder Bleiben seiner Familie in Deutschland, indem er die Entscheidung fällt, in Deutschland zu bleiben und dies vor den Behörden erkämpft.

6. FALLDARSTELLUNG B: MUSTAFA E.– MÄNNLICHKEIT IN FAMILIE UND BERUF

6.1 Biographie und Interviewverlauf

Zu Mustafa E. bestand bereits vor dem Interview eine entfernte Bekanntschaft, so dass sich die erste telefonische Kontaktaufnahme vor dem Interview unkompliziert gestaltete. Anders als die Männer, zu denen vor diesem Kontakt noch keine Bekanntschaft bestand, forderte er keine weiteren Informationen, sondern erklärte sich sofort zu dem Interview bereit, nachdem das Forschungsanliegen kurz erläutert worden war.

Ebenso wie das Telefonat war das Treffen von einer sehr freundlichen, vertrauensvollen Atmosphäre geprägt. Wir trafen uns bei Mustafa zu Hause im Garten, seine Familie war nicht da, so dass das Interview ungestört ablaufen konnte. Zweimal wurde das Band angehalten, weil Mustafa Kaffee für uns kochte.

Nach einem informellen Vorgespräch, in dem Mustafa über seinen ersten Enkel, der vor wenigen Tagen geboren worden war, erzählte, begannen wir mit dem Interview. Mustafa erzählte viel und ausführlich und benötigte kaum erzählgenerierende Nachfragen. Er sprach offen über sehr persönliche und bewegende Ereignisse und zeigte wenig oder gar kein (offensichtliches) Vermeidungsverhalten.

Insgesamt zog sich der Besuch bei Mustafa über einen ganzen Nachmittag, etwa 4,5 Stunden, hin. Davon waren 2,5 Stunden reine Interviewzeit, den Rest der Zeit verbrachten wir mit dem einleitenden Gespräch und ausklingenden Worten. Der Nachmittag endete mit einer Führung durch das Haus der Familie, bei der Mustafa Fotos seiner Frau und Töchter zeigte. Der entspannte Einstieg und Ausklang des Interviews, für den sich der Biograph Zeit nahm, trug viel zu der angenehmen und gelösten Stimmung bei, die das Gespräch prägte.

6.1.1 Kurzbiographie

Mustafa E. wird 1944 in G.-Stadt in Südost-Anatolien als ältestes von drei Kindern geboren. Nach dem Abitur, das er in G.-Stadt machte, geht er zum Studium nach

Istanbul²⁹. Nach dem Abschluss kehrt er zurück nach G.-Stadt und lernt dort seine Frau kennen. Sie heiraten 1968. 1971 wird das erste Kind geboren, eine Tochter, 1972 der Sohn, Ahmet. Ahmet stirbt im März 1973 im Alter von zehn Monaten an Masern. Mustafa ist in G.-Stadt „in Schulbereich tätig“ (B: 1/28), wie er sagt, aufgrund von Informationen aus dem Vorgespräch ist bekannt, dass er als Lehrer arbeitet. Seine Frau Emine arbeitet bei einer Bank. Beide leiden sehr unter dem Verlust des Sohnes, und wollen die Stadt verlassen, in der sie immer wieder an ihr Kind erinnert werden. Emine hat in der Zwischenzeit ein Fernstudium gemacht und ist nun ebenfalls Lehrerin. Ein Bekannter bringt sie auf die Idee, nach Deutschland zu gehen. Beide stellen einen Antrag, um als „ausländische Arbeitskräfte“ (B: 2/12) nach Deutschland zu gehen, nur dem Antrag der Frau wird jedoch stattgegeben. In der Erzählung bleibt unklar, ob sie ihren Antrag möglicherweise vor Mustafa gestellt hat, auf jeden Fall gibt er an, dass sie schneller Antwort bekommt und so schon 1973 nach C.-Stadt in Deutschland reist, um dort in einer Gewürzfabrik „als ausländische Arbeitskraft“ (B: 2/22) zu arbeiten. Währenddessen bleibt Mustafa in der Türkei. Kurz nachdem Emine nach Deutschland gegangen ist, tritt 1973 der Anwerbestopp in Kraft und für Mustafa gibt es keine Chance mehr, als Arbeiter nach Deutschland zu gehen. Er ist allein mit seiner Tochter in G.-Stadt und arbeitet weiter als Lehrer, seine Mutter passt während seiner Arbeitszeit auf das Kind auf. Mustafa sucht jedoch weiterhin nach einer Möglichkeit, nach Deutschland zu kommen, auch seine Frau holt in Deutschland Informationen ein über Möglichkeiten für Mustafa, trotz des Anwerbestopps nach Deutschland zu kommen. 1974 schreibt er sich für ein Studium ein und reist als Student nach Deutschland. In diesem Aufenthaltsstatus hat er jedoch keine Arbeitserlaubnis, so dass er auf illegale Beschäftigung angewiesen ist. Er übernimmt in dem Altenheim, in dem seine Frau mittlerweile arbeitet, eine Art Hausmeisterfunktion, lernt in dieser Zeit Deutsch und bekommt hier, auf Veranlassung seines Arbeitgebers, schließlich eine legale Stelle.

Von 1974 bis 1977 arbeiten Mustafa und seine Frau in dem Altenheim in der Nähe von C.-Stadt im Süden Deutschlands. Die Tochter Gülseren bleibt während der ersten Zeit bei Mustafas Eltern in der Türkei, 1976 holen sie sie nach Deutschland.

²⁹ Der Biograph übersetzt, indem er den Schulabschluss mit dem deutschen Wort „Abitur“ (B:1/15) bezeichnet, seinen Bildungsgang für seine deutsche ZuhörerIn. Es ist möglich, dass er auch so verfährt, wenn er vom „Studium“ spricht. In Deutschland werden LehrerInnen an Hochschulen ausgebildet, in der Türkei war das vor 1982 nicht so. Es wurden allerdings neben den an speziellen pädagogischen Instituten ausgebildeten LehrerInnen auch HochschulabsolventInnen aus dem natur- und literaturwissenschaftlichen Bereich als Lehrkräfte an Mittel- und Sekundarschulen eingesetzt (vgl. Aydın/Co°kun 2004). Ob Mustafa die spezielle Ausbildung zum Lehrer oder das Studium eines bestimmten Faches, womit möglicherweise ursprünglich ein anderes Berufsziel verknüpft war, durchlaufen hat, bleibt offen.

Mustafa und seine Frau leben in C.-Stadt bis sie 1977 hören, dass in Nordrheinwestfalen Lehrer für den muttersprachlichen Ergänzungsunterricht türkischer Kinder angestellt werden. Beide bewerben sich auf solche Stellen; diesmal ist es Mustafa, der zuerst einen positiven Bescheid bekommt, so dass er nach B.-Stadt in Westfalen geht, während Emine in C.-Stadt bleibt. Weil Gülseren 1977 eingeschult werden soll, die Familie aber keinen gemeinsamen Lebensmittelpunkt in Deutschland hat und weil sie zu diesem Zeitpunkt noch vorhaben, 1980 in die Türkei zurückzukehren, schicken sie Gülseren wieder zu ihren Großeltern in die Türkei nach G.-Stadt, wo sie eingeschult wird. Emine erhält noch 1977 ebenfalls eine Anstellung als Lehrerin im Kreis A., wo auch Mustafa beschäftigt ist, und zieht so auch nach B.-Stadt. Seit dem Schuljahr 1977/78 arbeiten Mustafa und seine Frau in B.-Stadt an verschiedenen Schulen. Beide mussten in der Vergangenheit oft die Schule wechseln, da sie als Lehrer für den muttersprachlichen Ergänzungsunterricht an mehreren Schulen eingesetzt wurden, sind mittlerweile aber fest an jeweils einer Schule beschäftigt.

1978 holen sie Gülseren aus der Türkei nach Deutschland und lassen sie in B.-Stadt zur Schule gehen. 1979 wird ihre zweite Tochter Renan geboren. Im Zeitraum von 1980-1982 denken sie über eine Rückkehr in die Türkei nach: „wir haben uns ernsthaft Gedanken gemacht“ (B:8/39). Mit Rücksicht auf die schulische Laufbahn der Kinder entscheiden sie sich jedoch dagegen. Beide Töchter durchlaufen eine erfolgreiche Bildungskarriere, sie gehen auf das Gymnasium und schließen mit dem Abitur ab. Beide Töchter studieren, was die Rückkehr in die Türkei für die Eltern weiterhin, diesmal aus finanziellen Gründen, unmöglich macht. Gülseren wird Ärztin, ist zum Interviewzeitpunkt mit einem deutschen Mann verheiratet und hat einen wenige Tage alten Sohn. Renan steht heute kurz vor dem Abschluss ihres Lehramtsstudiums.

Die Frage nach der Rückkehr in die Türkei wird so „Jahr für Jahr (..) nach hinten geschoben“ (B: 9/34-35), bis Mustafa und Emine sich 1988 sagen: „Rückkehren müssen wir erst mal jetzt vergessen“ (B: 10/1-2). Sie fühlen sich in Deutschland und besonders in B.-Stadt zu Hause, sind sozial eingebunden und wollen bleiben. Sie kaufen sich ein Haus und beantragen die deutsche Staatsbürgerschaft, die sie seit 1990 besitzen.

6.1.2 Interviewverlauf

Der Einstieg ins Interview

I: Ich würde gerne von dir die Geschichte deines Lebens hören, deine ganze Lebensgeschichte, mit allem, was dir wichtig erscheint, was du für berichtenswert und erzählenswert hältst.

M.: Hm, ja, eigentlich vieles, so, vieles. Soll man eigentlich jetzt nicht unbedingt mit dem Geschichte mit dem Kommen nach Deutschland anfangen. Diese nach Deutschland kommen hat auch seine Vorgeschichte, weshalb kommt man nach Deutschland, hm, (schmunzelt) (B:1/2-8)

Auf die Erzählaufforderung reagiert der Biograph wie auf die Aufforderung, seine Migrationsgeschichte zu erzählen. Obwohl er um die Erzählung seiner gesamten Lebensgeschichte gebeten wurde, begründet er seine Setzung des Anfangs *vor* dem Zeitpunkt des ‚Nach-Deutschland-Kommens‘ und formuliert eigenmächtig die Einstiegsfrage um in ‚weshalb kommt man Deutschland‘. Im Folgenden wird er auf diese umformulierte Einstiegsfrage antworten.

Mustafa geht davon aus, dass ich an seiner Migrationsgeschichte interessiert bin, obwohl sich die Einstiegsfrage eindeutig auf sein ganzes Leben bezieht. Die Tatsache, dass er sich als ‚Ausländer‘ in Deutschland oft erklären muss und musste, erklärt die Wahl dieses Einstiegs. Er ist daran gewöhnt, seine Migrationsgeschichte als Legitimation seines Aufenthalts in Deutschland zu erzählen. Diese Legitimationsgeschichte wird er schon vielen Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft erzählt haben, erzählt haben müssen. Ich bin eine solche Angehörige der Mehrheitsgesellschaft, darum geht er auch bei mir von einem Interesse an der Migrationsgeschichte aus. Die Tatsache, dass ihm vorher erklärt wurde, dass es in der Arbeit um nicht-deutsche Männer gehen wird, wird diese Wahrnehmung unterstützt haben, indem sie das Interesse der Forscherin am ‚nicht-deutsch-Sein‘ des Biographen bekräftigt. Diese Erklärung wird den Einstieg beeinflusst haben, da Mustafa erst ‚nicht-deutscher Mann‘ ist, seit er nach Deutschland migriert ist. Erst seitdem befindet er sich in Abgrenzung zu Deutschen, vorher war er Türke, bzw. türkischer Mann. Dass in der einleitenden Erklärung ebenfalls ein Interesse am Geschlecht des Biographen bekundet wird – es geht um nicht-deutsche *Männer* – wird von Mustafa nicht thematisiert.

Die Migrationsgeschichte

Nachdem Mustafa bestätigt wird, dass auch die ‚Vorgeschichte‘ der Migration von Interesse ist, beginnt er mit dem Erzählen seiner Migrationsgeschichte, inklusive der

Begründung „weshalb kommt man nach Deutschland“. Er beginnt dabei mit seiner Herkunft, seiner Geburtsstadt und geht chronologisch vor, wobei er den Teil seiner Lebensgeschichte, der noch nicht mit der Migration zusammenhängt, äußerst kurz zusammenfasst. In wenigen Sätzen gibt er so einen Überblick über seine Herkunftsstadt, seinen Bildungsweg, bis zu seiner Hochzeit im Jahr 1968. Diese ist die erste Jahreszahl die er nennt, sie wird gefolgt von weiteren Jahreszahlen, die die Geburt der ersten beiden Kinder, 1971 und 1972, kennzeichnen, sowie den Tod des Sohnes im Jahr 1973. Mustafa erzählt ausführlich von der Trauer um den Sohn, die schließlich Auslöser für den Entschluss, zu migrieren ist:

M: Wir können ja nicht vor diese Gefühl weglaufen, ist eh, starke Verbindung zum Kind, und eh, diese diese Schmerzen, dass man jeden Tag irgendwie so dann noch mehr in sich gefühlt hat, wir haben gesagt ja wohin, zu eine andere Stadt gehen, zu eine andere Stadt. (B: 2/1-5)

Sie gehen schließlich nicht nur in eine andere Stadt, sondern in ein anderes Land. Mustafa erklärt auf diese Weise die Beweggründe der Migration und antwortet in diesem Sinne genau auf die von ihm modifizierte Einstiegsfrage: „weshalb kommt man nach Deutschland“. Das Thema seiner Lebensgeschichte ist die Migration, das wird schon in den ersten Sätzen des Interviews deutlich. Um diese verständlich zu machen, will er allerdings noch die Vorgeschichte, die Begründung der Migration erzählen. Das tut er hier, indem er die Geschichte des Todes des Sohnes erzählt.

Nachdem Mustafa die Vorgeschichte der Migration erzählt hat, konzentriert er sich auf die Migration selber. Er erzählt ausführlich und detailliert, wie seine Frau nach Deutschland kam, wo sie arbeitete, und wie sie sich bemühte, ihm zu ermöglichen, trotz des Anwerbestopps nachzukommen. Ohne erzählgenerierende Nachfragen zu benötigen, erzählt Mustafa seine Migrationsgeschichte bis zur Gegenwart. Besondere Bedeutung misst er dabei dem Bericht über die verschiedenen Arbeitsstellen zu, anhand derer er die Erzählung strukturiert. Von der Stelle seiner Frau in der Gewürzfabrik als „ausländische Arbeitskraft“ (B: 2/22), über ihre Arbeit im Altenheim, in dem Mustafa selbst zunächst illegal, dann legal „Hausmeisterarbeiten (...) erledigt“ (B: 3/22), bis zur Anstellung als Lehrer bzw. Lehrerin für den muttersprachlichen Ergänzungsunterricht orientiert sich die Erzählung an verschiedenen beruflichen Stationen. Bei der Anstellung als Lehrer bzw. Lehrerin angekommen, zieht Mustafa ein kurzes Fazit und blickt auf die Migrationsmotivation „diese Tod unsere Sohn“ (B:5/29) zurück. Daraufhin widmet er sich der Beschreibung seiner Karriere als Lehrer, bis er in der Gegenwart ankommt und die Narration mit einer Abschlusskoda zunächst beendet:

M: jetzt seit 13 Jahren bin ich wie gesagt an der Gesamtschule in A- Stadt (Hm hm). Und eh, dieses Teil, eh, hast du da andere Fragen, ich da eingehe, nicht nur so, von mir aus so was erzähle= (B: 6/10-12)

Mustafa hat seine Lebensgeschichte bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt erzählt. Er sprach flüssig und ohne große Pausen, er benötigte keine erzählgenerierenden Nachfragen. Das bestimmende Thema war seine Migration, strukturiert wurde die Erzählung vor allem am beruflichen Werdegang Mustafas und seiner Frau. Die selbständige Narration schließt er mit der Frage nach bestimmten Fragen meinerseits ab. Er beendet so nicht das Interview, sondern den Teil, in dem er ‚von sich aus‘ erzählt und bietet nun an, auf meine Fragen einzugehen. Damit wird der Teil des Interviews eingeleitet, in dem sich Mustafa vertiefenden Erzählungen bestimmter Ereignisse und Bereiche seines Lebens widmet, die er allerdings weiterhin selbst strukturiert.

Vertiefende Erzählungen

Nachdem Mustafa den ersten Überblick über seine Migrationsgeschichte gegeben hat, folgen ausführliche Narrationen zu verschiedenen Lebensbereichen, Ereignissen und Themen. Zum Teil wurden diese durch Nachfragen und Bemerkungen der Interviewerin angeregt, zum Teil vom Biographen eingebracht. In beiden Fällen ist es jedoch so, dass Mustafa, hat er eine Frage oder Anregung erhalten, selbständig und sehr ausführlich erzählt. Biographisch-erinnerndes Erzählen wechselt mit Passagen, in denen er reflektiert, begründet und resümiert. In zwei langen Abschnitten stellt er aus der ‚Expertensicht‘ seine politischen, pädagogischen und sozialen Meinungen und Einschätzungen dar.

Auch die vertiefenden Erzählungen sind strukturiert und bestimmt durch die Themen Migration und Zugehörigkeit, die sich so als Querschnittsdimension durch die gesamte biographische Erzählung ziehen.

Die Töchter

Die erste dieser vertiefenden Erzählungen widmet sich den Lebensläufen der Töchter. Mustafa hat zwar zu Beginn die Geburt des „erste Kind“ (B: 1/19), seiner Tochter Gülseren in der Türkei genannt, sie aber im weiteren Verlauf der Lebensgeschichte nicht mehr erwähnt. Im Anschluss an die Lebensgeschichte erzählt er ausführlich von Gülseren, die zunächst nicht mit nach Deutschland kam und erst in der Türkei eingeschult wurde und von Renan, die im Gegensatz dazu „echte B.-Städterin“ (B: 6/27) ist. Im Falle der ersten Tochter, die noch in der Türkei geboren wurde und wäh-

rend der ersten Zeit, die die Eltern in Deutschland verbrachten bei den Großeltern in G.-Stadt in der Türkei geblieben war, thematisiert er die Überlegungen, die sie anstellten, um zu entscheiden, in welchem Land Gülseren eingeschult werden sollte. Bei Renan ist der Spracherwerb, besonders der türkischen Sprache, Thema. Die Lebensgeschichten beider Töchter strukturiert er darüber hinaus am Verlauf ihrer Bildungskarrieren.

Diesen Bereich beendet er wieder mit einer Abschlussskoda und der Frage nach meinem speziellen Interesse:

M: Ja, das ist erst mal ganz kurze Werdegang für eh, Kinder. (Ja) Was soll ich dir noch erzählen, was willst du noch wissen?

I: (lachend) Alles, was wichtig ist. Also du hast ja gerade gesagt, wie ihr hier in B.-Stadt angefangen habt, aber vielleicht noch ein bisschen, wie es dann weiterging.
(B: 8/25-30)

Diese Form der direkten Frage an die Interviewerin taucht hier zum zweiten und letzten Mal auf. Von nun an strukturiert er seine Erzählung, die ohnehin die gesamte Zeit über durch ausführliche und lange Narrationen seinerseits geprägt ist, noch freier und ohne sich durch Rückfragen des Interesses seines Gegenübers zu versichern.

Zugehörigkeit(en)

Auf die Aufforderung, doch noch mehr darüber zu erzählen, wie es in B.-Stadt weiterging, thematisiert er ausführlich die Überlegungen zu einer Rückkehr in die Türkei oder zum Bleiben in Deutschland. Dies leitet einen Teil des Interviews ein, in dem es unter verschiedenen Gesichtspunkten um Fragen von Zugehörigkeit geht. Zunächst gibt er diese Überlegungen in Form einer biographisch-erinnernden Erzählung wieder, kommt dann aber zu einer allgemeineren Reflexion über Heimat und Zugehörigkeit, in deren Verlauf er bekennt, sich in Deutschland „zu Hause“ zu fühlen (B: 10/5). Diese Reflexion führt ihn zum Thema ‚Probleme in Deutschland‘. Er berichtet über eine diskriminierende Erfahrung bei der Wohnungssuche vor Jahren, relativiert diese wieder und schließt allgemeine Überlegungen zum Thema ‚Diskriminierung von Ausländern in Deutschland‘ an. Er erzählt noch ein weiteres Beispiel für Diskriminierung und reflektiert dann die eigene Rolle als „Brücke“, in der er sich in seiner Funktion als türkischer Lehrer sieht:

M: Also weil, eh warum sag ich das, eh und sag ich das deswegen, einmal um wir noch aktiv in dem Beruf drin sind, und Rückkopplung zu unserer eh, Eltern haben, die ihre Erfahrungen zu uns erzählen, die ihre Erfahrungen mit unserer Kollegen machen uns erzählen (ja), und eh, ich kann eh, das ist eh, macht die Sache ein bisschen leichter, und aber von andere Seite auch bisschen eh, ehm, schwer, weil, ehm, man lebt das halt, oder übernimmt man diese Brückenrolle. (B: 14/21-28)

Mustafa wird dieses Bild im Interview noch häufiger benutzen und fängt von diesem Zeitpunkt an, von seiner Position als türkischer Lehrer in Deutschland aus ‚als Experte‘ zu sprechen.

Fragen von Zugehörigkeit werden in dieser Stelle explizit und ausführlich, im gesamten Interview implizit und immer wieder in Einschüben, Bemerkungen und Reflexionen thematisiert. Dabei nimmt Mustafa verschiedene Perspektiven ein, rechnet sich mal zur Gruppe der Türken, bezeichnet sich aber auch als „Deutscher“ (B: 12/5). Seine Funktion als türkischer Lehrer in Deutschland institutionalisiert seine Mehrfachzugehörigkeit.

Expertenerzählungen

Hat er bisher sehr persönlich und subjektiv berichtet, so sind die ‚Expertenerzählungen‘ gekennzeichnet durch allgemeine Stellungnahmen und Meinungsbekundungen des Biographen. Mustafa erinnert sich nicht an bestimmte Ereignisse zurück und erzählt diese, sondern tut als Experte seine Einschätzungen und Deutungen politischer und sozialer Phänomene kund. Die Themen der ersten dieser ‚Expertenerzählungen‘ betreffen im weitesten Sinne das Zusammenleben Deutscher und Türken, inklusive Überlegungen zur Gleichberechtigung der Frauen und Mädchen.

So legt er im Anschluss an die Überlegungen zu seiner „Brückenrolle“ ausführlich seine Einschätzung türkischer Mentalitäten im Gegensatz zu deutschen dar. Er befindet sich in diesem Teil der Erzählung auf einem abstrakteren Niveau als in der Erzählung seiner Lebensgeschichte und direkter biographischer Ereignisse und Erinnerungen und spricht als Experte für das Zusammenleben von Deutschen und Türken in Deutschland. Gerade sein Beruf, mit dem er in diesen Teil der Erzählung einsteigt, gewährt ihm Einblicke in Veränderungen und Kontinuitäten im Zusammenleben von Deutschen und Türken:

M: So und aber in B.-Stadt ist eh es Problem, seh ich das wirklich als Problem. Und die sich richtig zurückgezogen haben. Und was ich noch eh, eh, sagen kann, zum Beispiel in Bildungsbereich und dann die eh meine ehemalige Schüler sprachen besser Deutsch als in Deutschland geborene Kinder jetzt (aha), (B: 15/35-39)

Mustafa sieht sich in einer Position und Funktion, die es ihm ermöglicht, mir Informationen über allgemeine Fragen und Probleme des Lebens von Türken in Deutschland zu geben.

Die Expertenerzählungen sind gekennzeichnet durch einen objektiveren Erzählstil, in dem persönliche Erinnerungen und Erlebnisse keine große Rolle mehr spielen. Sie dienen allenfalls zur Illustration bestimmter Meinungen und Einschätzungen.

Erziehung der Töchter

Der sehr ausführliche, lange Teil des Interviews, der von ‚Expertenerzählungen‘ dominiert wird, wird unterbrochen durch eine biographische Erzählung, die sich an die Überlegungen zur Erziehung türkischer Mädchen anschließt. Mustafa erzählt zunächst von einer Studienfahrt, die er mit türkischen Schülern und Schülerinnen in die Türkei gemacht hat, und auf der er den Mädchen gewisse Freiräume gewährte. Dann erzählt er biographisch-erinnernd von einer Begebenheit, die sich auf Gülseren bezieht, und die den eigenen Erziehungsstil aufzeigen soll. Er und seine Frau haben einen Heiratsantrag für Gülseren erhalten. Sie sind der Meinung, dass solche Entscheidungen allein bei der Tochter selber liegen. Mustafa nutzt die Erzählung dieser Begebenheit, um die Distanz seines Erziehungsstils zu dem vorher und im Anschluss beschriebenen ‚türkischen‘ Erziehungsstil deutlich zu machen.

Diese eigentlich biographische Erzählung ist unterbrochen von Reflexionen über die eigene Position, die eigenen Entscheidungen und Einstellungen und von rückblickenden Bewertungen:

M: Also ich möchte keine andere Mann für Gülseren, als eh als Jo (ja.). Also da, eh, spielt seine Nationalität und da spielt seine Glaube und der Gülserens Nationalität und Glaube absolut keine Rolle. (B:24/36-39)

Nach Äußerungen zu den eigenen Einstellungen in Fragen familiärer Arbeitsteilung, die er aus seiner eigenen Biographie heraus begründet, fährt er fort als ‚Experte‘ Aussagen über Deutsche und Türken in Deutschland zu treffen.

Expertenerzählung

Diesmal widmet er sich dem Thema „Erziehung“ und berichtete aus seiner Position als Lehrer von unterschiedlichen Erziehungsstilen von Deutschen und Türken.

M: Das eh macht manchmal wo wir das auch von Schwierigkeiten so bisschen einschreiten sollten und auch die Ausübung unserer Beruf schwer. Und jetzt eh, deutsche Bildungssystem, deutsche Erziehungsverstand ist anders als türkische. (B: 28/8-11)

Vor dem Hintergrund des Erfahrungsraumes Schule zeichnet er ausgehend vom „Erziehungsverstand“ ein weiteres Mal ein Bild türkischer Mentalität im Gegensatz zu

deutscher. Auch diesmal bleibt er sehr allgemein, gibt Standpunkte und Meinungen an und illustriert seine Argumentation durch sehr kurze Beispiele aus seinem Lehreralltag, erzählt aber nicht biographisch-narrativ. Er diagnostiziert fehlenden „Elan“ (B: 30/9) bei den türkischen Zuwanderern und ihren Kindern und kritisiert, dass sie seiner Meinung nach Chancen, die ihnen in Deutschland geboten werden, nicht nutzen.

(Abschluss)Reflexion

Er schließt eine Reflexion über den Umgang mit der eigenen Migration an, die er rückblickend positiv bewertet. Mustafa stellt dar, wie er und seine Frau die Töchter zur Leistung in der Schule animiert haben und zeigt sich jetzt zufrieden mit deren Erfolg. Er skizziert die eigene Arbeitsmoral und fasst zusammen:

M: wir sind aus der Türkei nach Deutschland gekommen, und aber nicht um Urlaub zu machen. Ich meine von diesen, also Möglichkeiten diese Gesellschaft zu nutzen (Ja, ja, mhm). Das sind halt andere Möglichkeiten, das man mit der Türkei nicht vergleichen kann (B: 35/18-22)

Vor diesem Hintergrund bewertet er die eigene Geschichte und gibt noch einmal einen kurzen Überblick über die problematische Situation am Anfang in Deutschland. Sie hätten „ganz unten“ (B: 36/21) angefangen, resümiert er, dabei aber positive Erfahrungen gemacht und viel gelernt. Diese Sequenz hat, aufgrund des bewertenden Aspekts, den Charakter einer Abschlussequenz, in der der Biograph einen abschließenden, resümierenden Blick auf die Biographie wirft, zusammenfassend ein Fazit zieht und ein abschließendes Bild seiner selbst und der Lebensgeschichte zeichnet. Er ist jedoch noch nicht am Ende, sondern schließt unaufgefordert die biographische Erzählung eines weiteren Erlebnisses aus dem Kontext ‚Arbeit‘ an.

Prekäre Arbeitsverhältnisse

Mustafa erzählt von einer Situation, die sich ergab, weil die Unterrichtsstunden der ausländischen Lehrer gekürzt wurden. Infolgedessen kam es zu Stellenstreichungen, von denen Mustafa und seine Frau als Ehepaar konkret betroffen waren. Das Argument der Doppelverdienerschaft, so berichtet Mustafa, diente zur Begründung dafür, Emine mit der Kündigung zu drohen. Mustafa selbst befand sich zu diesem Zeitpunkt – aufgrund eines Verwaltungsfehlers, wie er sagt – in einer schwer zu kündigender Stellung an einer einzelnen Schule, Emine unterrichtete jedoch noch an verschiedenen Schulen. Obwohl es nicht zu einer Kündigung kam, beschreibt Mustafa die Situation als äußerst belastend für ihn und seine Frau.

M: aber machst du solche Erfahrungen, das geht an die Knochen (ja, klar). Und dann sagst du dir, deine Kinder besuchen Schule, du hast finanzielle eh Verpflichtungen, und jemand sagt dir, entweder nehmen sie das an, oder kündige ich sie. (B: 40/7-10)

Das Erlebnis solch prekärer Arbeitsverhältnisse, in denen sie sich als jederzeit kündbar wahrnehmen, lässt Mustafa die Tatsache, dass sie sich nun, aufgrund ihrer über 15jährigen Tätigkeit im Schuldienst, in unkündbarer Stellung befinden, als große Erleichterung hervorheben.

M: Also da sitzt man fest auf dem Sattel. Und eh, das schlägt natürlich auf'm Seele. Ne, also sie können ruhig ins Bett gehen, sie brauchen sich keine Sorgen machen, morgen arbeitslos zu werden und wenn sie auch arbeitslos werden, sie haben ein Alter erreicht, und eh, nicht irgendwie auf den trockenen Boden sitzen, ne also so (B: 40/39-43)

Fazit

Abschließend zieht er erneut ein positives Fazit seiner Lebensgeschichte, kürzer als in der vorangegangenen, sehr ausführlichen Reflexion, die sich überwiegend um Fragen der Arbeitsmoral drehte. Seine Migration bewertet er rückblickend positiv und gibt zum Schluss auf die Frage, wo er sich zugehörig fühlt, die das ganze Interview implizit und explizit durchzog, eine Antwort:

M: Also hier hab ich viel mehr Freunde, die eh möglicherweise meine Grabstätte und so dann besuchen, als in (mhm) der Türkei. Warum soll ich dann mich von denen fernhalten? Also möchte ich auch, eh habe ich hier gelebt, möchte ich auch hier beerdigt werden, also das ist auch meine eh Wunsch und ehm, weil ich halt lebende und sterbende Mitglied dieser Gesellschaft eh bleiben möchte, ne so das ist eh ich denke das (lacht), ja. (B: 44/ 19-25)

6.2 Analyse des Interviews

Das Interview mit Mustafa wird nun im Hinblick auf Konstruktion und Rekonstruktion von Männlichkeit genauer untersucht. Wie schon bei George, so wird auch die Analyse dieses Interviews entlang bestimmter Themenfelder vorgenommen, anhand derer die Konstruktion von Männlichkeit untersucht werden kann. Es handelt sich hierbei um die gleichen Themenfelder, die in Georges Interview untersucht wurden, sie zeigen sich jedoch hier inhaltlich anders bestimmt. So ist auch bei Mustafa das Thema „Beruf“ im Interview an vielen Stellen und in vielen Einzelerzählungen präsent. Somit gilt – wie für die Analyse des Interviews mit George – auch in Mustafas Fall, dass der Themenkomplex „Beruf“ sowohl analysierenswert erscheint, weil der Biograph selbst ihm eine

prominente Stelle im Interview zuweist, als auch vor dem theoretischen Hintergrund und aufgrund der gesellschaftlichen Codierung des Bereichs als „männlich“. Die Bedeutung des Berufs erweist sich jedoch, wie zu zeigen sein wird, in Mustafas Biographie als different von der in Georges Biographie.

Ähnliches gilt für das Themenfeld „Familie“. Hier lassen sich Deutungsmuster von Männlichkeit, aufgrund der heterosexuellen, binär aufgeteilten Struktur von Familie und Ehe, gut erkennen. Allein schon anhand des Stellenwerts, den der Biograph diesem Thema in der lebensgeschichtlichen Erzählung zuweist, aber vor allem an der inhaltlichen Bestimmung, lassen sich Aussagen über Bilder von Männlichkeiten(en) treffen. Für Mustafa ist hier bereits im Vorfeld der Analyse festzustellen, dass er im Gegensatz zu George, bei dem vor allem die De-Thematisierung der Familie auffiel, dem Thema Familie große Bedeutung zumisst.

Weniger explizit äußert sich Mustafa zum Thema Männlichkeit. Dennoch kommen Vorstellungen von Männlichkeit, auch wenn sie primär auf andere Männer und weniger auf ihn selbst bezogen sind, im Interview vor und sollen hier einer genaueren Betrachtung vor dem Hintergrund der impliziten Deutungen von Männlichkeit im Interview unterzogen werden.

Das Thema, das sich bei Mustafa durch das gesamte Interview zieht und das dieses überschreiben könnte, ist das der Zugehörigkeit. In direkter Folge der Migration, die den ersten Teil des Interviews strukturiert, ist Zugehörigkeit die Perspektive, unter der alle anderen Themenfelder verhandelt werden. Insofern erzählt Mustafa eine Lebensgeschichte, die von der Migration und sich anschließenden Fragen von Zugehörigkeit beeinflusst und bestimmt wird.

6.2.1 Beruf/Karriere

Beruf und Karriere tauchen im ersten Teil der Migrationsgeschichte nur am Rande der Erzählung auf. Zwar gibt Mustafa direkt am Anfang einen Überblick über seinen Bildungsweg inklusive des Studiums, erklärt damit aber vor allem die Binnenmigration von G.-Stadt in die Hauptstadt Istanbul und wieder zurück nach G.-Stadt. Auch die erste Erwähnung seines Berufs als Lehrer, den er bereits in der Türkei ausübte, dient der Illustration und Erklärung eines anderen Sachverhalts:

M: Wir haben uns durch Tod unseres zweites Kind so alleine gelassen gefühlt (mhm) in ganze Stadt also wir hatten ein sehr großen Freundeskreis, eh, sehr große Verwandtschaften, und aber, eh, diese Stadt wurde uns zu eng (mhm). Eh, Das gibt

so eh, eine einzige Grund eigentlich, eh, ich war in eh, Schulbereich tätig und meine Frau arbeitet damals bei eine Bank, und nach jede Schultag bin eh, direkt zum Friedhof gegangen. Aufgrund eh, so nachmittags frei zu haben ich hab mehr Zeit mit meine oder mit unsere Junge verbracht zu Hause, daher hatte ich auch so andere, ganz andere Verbindung zu unserem Kind (Ja.). (B: 1/23-32)

Der Beruf, der hier noch nicht einmal direkt genannt, sondern umschrieben wird, begründet Mustafas besondere „Verbindung“ zu seinem verstorbenen Sohn, welche wiederum die große Trauer, die den ersten Teil der Geschichte bestimmt, legitimiert. Seine Trauer, das daraus resultierende Gefühl der Einsamkeit in der Stadt, erklärt er unter Rückgriff auf seine spezielle berufliche Situation: Weil er im Schulbereich tätig war, hatte er mehr Zeit für den Sohn, hatte so eine „andere“, wohl engere Bindung. Es geht an dieser Stelle weniger um den Beruf, der nicht als Beruf, sondern nur als undefinierte Tätigkeit genannt wird, als vielmehr um eine Erklärung für sein Verhalten, für sein intensives Trauern, das ihn, wie noch zu zeigen sein wird, zeitweise gelähmt und handlungsunfähig gemacht hat.

Nach dieser Erwähnung seiner Tätigkeit als Lehrer in der Türkei taucht sein erlernter Beruf – abgesehen von einer Ausnahme – erst zu einem späteren Zeitpunkt wieder in der Erzählung auf. Gerade für Mustafa, der anfangs keine Arbeitserlaubnis besitzt, ist die Arbeit in Deutschland in der Anfangszeit prekär. Seine Frau arbeitet jedoch ebenfalls in Bereichen, nicht ihrem erlernten Beruf entsprechen. Für beide kann es in dieser Zeit weniger um berufliche Selbstverwirklichung gehen, als vielmehr darum, überhaupt eine bezahlte Tätigkeit zu finden. Der Wunsch, im erlernten Beruf zu arbeiten tritt hinter die notwendige Existenzsicherung zurück.

Mustafas Frau Emine hat in der Türkei zusätzlich zu ihrer Tätigkeit in einer Bank ein Fernstudium zur Lehrerin absolviert. Sie hat einen hohen Bildungsabschluss und eine qualifizierte Stellung. In Deutschland jedoch arbeitet sie in keinem ihrer zwei erlernten Berufe:

M: weder als Bankangestellte noch als Lehrerin natürlich, in einem Gewürzfabrik, als ausländische Arbeitskraft hat sie dann Stelle bekommen. (B: 2/ 21-23)

Die Formulierung „natürlich“ deutet daraufhin, dass Mustafa zumindest im Nachhinein die Tatsache, dass sie nach der Migration nicht in ihren erlernten, hoch qualifizierten Berufen arbeiten würden, als selbstverständlich und zu erwarten ansieht. Er selbst beginnt bei seiner Ankunft in Deutschland unter noch schlechteren Bedingungen als Emine. Mustafa hat, als er schließlich als Student nach Deutschland kommt, keine Arbeitserlaubnis. Sein Frau ist mittlerweile jedoch soweit aufgestiegen, dass sie als Altenpflegerin arbeitet, eine Tätigkeit, für die er immerhin eine Berufsbezeichnung verwendet

und so impliziert, dass es sich um eine Tätigkeit handelt, für die eine gewisse Qualifikation notwendig ist, anders als für die „ausländische Arbeitskraft“, deren einzige Qualifizierung im Wortsinn darin besteht, „ausländisch“ zu sein.

Mustafa erhält schließlich die Möglichkeit, in dem Pflegeheim, in dem seine Frau arbeitet, „Hausmeisterarbeiten“ zu erledigen, die er beschreibt als: „Frühstück vorbereiten“, „anstreichen und Betten einschlagen“ (B: 3/22 23). Obwohl diese Arbeiten nicht seinem erlernten Beruf entsprechen und er nicht gut bezahlt wird, bewertet er die Ausübung dieses ‚Hausmeisterjobs‘ als positiv:

M: Und eh, ich kann das eh, eh, wirklich guten Gewissens sagen, ich habe das wirklich sehr gerne gemacht, obwohl dass ich nicht entsprechend bezahlt wurde, weil ich keine Arbeitserlaubnis hatte (Ja) der Mann konnte auch eh, wirklich nach irgendwelche Tarif eh, meine Tun nicht bezahlen. Und das war alles irgendwie nicht weil- na langweilige Job. Warum sollte ich da nur hocken, ehm, ja hab ich da so ein bisschen da gearbeitet, der Mann hat mir im Monat 280 Mark bezahlt (oh), als Monatslohn, eh, (B: 3/24-31)

Mustafa erzählt zu Beginn des Interviews von seinem Studium, die spätere Tätigkeit als Lehrer in der Türkei erwähnt er umschreibend. Auch die beruflichen Qualifikationen seiner Frau, inklusive ihres Fernstudiums erwähnt er. Er entfaltet seine Erzählung der ersten Zeit in Deutschland vor diesem Hintergrund, so dass die Tätigkeiten als „ausländische Arbeitskraft“ als „Altenpflegerin“ und „Hausmeister“, die keine spezielle Qualifikation erfordern, mit dem Studium, der Tätigkeit „im Schulbereich“, die immerhin auf einem Studium, bzw. Fernstudium beruht, kontrastieren. Diese Kontrastierung nimmt er zunächst deutlich im Falle seiner Frau vor, wenn er explizit sagt, dass sie nicht etwa in einem ihrer erlernten Berufe arbeitet, sondern in einer Gewürzfabrik als „ausländische Arbeitskraft“. Die Brisanz des Arbeitens als unqualifizierte „ausländische Arbeitskraft“ ohne Berufsbezeichnung entfaltet sich vor dem Hintergrund der Nennung der erlernten Berufe Emines: Sie ist Bankangestellte und Lehrerin.

In seinem eigenen Fall kontrastiert er die Tätigkeit des Hausmeisters mit der Qualifikation als Lehrer. Nachdem er den Hausmeisterjob ein Jahr lang ausgeführt hat, wird sein Beschäftigungsverhältnis legalisiert. Der Arbeitgeber fährt mit ihm zum Arbeitsamt, um eine Arbeitserlaubnis zu beantragen. Auf dem Amt muss er begründen, warum er einen ausländischen Arbeitnehmer einstellen will, statt die Stelle einem deutschen Arbeitssuchenden zu geben. Mustafa gibt die Begründung seines Arbeitgebers wieder:

M: der hat gesagt, geben sie mir eine Lehrer, der Mann hat Lehrerausbildung, der fährt Auto bei mir, der tapeziert die Wände und der streicht die Wände und der bereitet

die Frühstück und die macht die bei die Pflegearbeiten bei die älteren Menschen
(B: 4/26-30)

Hier expliziert er die Kontrastierung ähnlich wie im Falle seiner Frau: Seine Profession als Lehrer wird zu seiner gegenwärtigen Tätigkeit in Beziehung gesetzt, sie bietet den Hintergrund, vor dem die Hausmeistertätigkeit gesehen werden muss. So problematisiert er die Differenz zwischen diesen Berufen, dem erlernten, qualifizierten und dem als „ausländische Arbeitskraft“, nicht explizit, macht sie jedoch durch die Nennung der erlernten Berufe deutlich.

Mustafa zeichnet insgesamt ein sehr positives Bild gerade von der Zeit im Pflegeheim und der Arbeit, die sie dort leisteten und bewertet die Zeit im Rückblick als wertvoll für den Beginn in Deutschland:

M: ich bin heute wirklich sehr dankbar, dass ist ganz offen sage ich das, ganz ehrlich, weil ich dort erste Wurzeln in Deutschland eingeschlagen habe, einmal das, und zweitens sehr schnell eh, Sprache gelernt habe. Eh, Drumherum wohnte keine Landsleute von uns aus der Türkei und unsere Tätigkeit war keine Fließbandarbeiten (Ja), sondern hatten wir direkt mit Menschen zu tun (Ja, ja), (B: 3/32-37)

Den Wert der Arbeit im Pflegeheim sieht er von seinem heutigen Standpunkt weniger in der Arbeit selbst. Die Arbeit war zwar Mittel zur finanziellen Existenzsicherung, aber der eigentliche Gewinn, so sieht er es heute, bestand darin, sich mit ihrer Hilfe in Deutschland einleben zu können, „Wurzeln [zu] (...)schlagen“, die Sprache zu lernen, Kontakte zu knüpfen. Außerdem wird sie als Zeitvertreib („Warum sollte ich da nur hocken, ehm, ja hab ich da so ein bisschen da gearbeitet“ [B: 3/29-30]) beschrieben. Die Phase dieser Beschäftigungen erhält von ihm im Rückblick zwar eine positive Bewertung, jedoch nur als Phase, in der er und seine Frau bestimmte Erfahrungen machen und „Wurzeln schlagen“ mussten.

Die Beschreibung der Arbeit in dieser Zeit ist durch Distanzierung gekennzeichnet. Die berufliche Arbeit ist Mittel zum Zweck, sie dient der Eingewöhnung in Deutschland und sie sichert die finanzielle Existenz, bestimmt aber nicht seine biographische Selbstpräsentation. Für seine Aushilfstätigkeit im Altenheim benutzt er so auch keine Bezeichnung, die es ihm erlauben würde, sich in einer beruflichen Position darzustellen: Er spricht von sich nicht als Hausmeister oder Altenpfleger.

Mit der Aufnahme des Lehrerberufs, also des erlernten Berufs, ändert sich diese Einstellung zur Lohnarbeit. Im Laufe der Erzählung wechselt der Stellenwert des Berufs, von der bloßen Tätigkeit, der Lehrtätigkeit, wird er zum Teil seiner biographischen Konstruktion seiner selbst. Er beschreibt sich nicht länger als Mustafa, der *als* Hausmeister arbeitet, sondern er beschreibt sich in seiner und über seine Position als Lehrer.

Gerade die Besonderheit, als türkischer Lehrer in Deutschland zu sein, erweist sich als bestimmend für die weitere Selbstpräsentation, da diese Tätigkeit ihm eine „Rolle“ zuweist, die seine Erzählung sowohl auf struktureller Ebene, als auch inhaltlich durchzieht:

M: Also weil, eh warum sag ich da, eh und sag ich das deswegen, einmal um wir noch aktiv in dem Beruf drin sind, und Rückkopplung zu unserer eh, Eltern haben, die ihre Erfahrungen zu uns erzählen, die ihre Erfahrungen mit unserer Kollegen machen uns erzählen (ja), und eh, ich kann eh, das ist eh, macht die Sache ein bisschen leichter, und aber von andere Seite auch bisschen eh, ehm, schwer, weil, ehm, man lebt das halt, oder übernimmt man diese Brückenrolle. Als Brücke zu leben, ist unheimlich schwierig, ne (mhm). Jeder wollen auf ihre Rücken durch (ja), wir sind ja die Brücke (B: 14/21-30)

Die „Brückenrolle“ ist so für ihn mehr als nur eine „Rolle“ im klassischen Sinne, die der Person letztlich äußerlich bleibt. Er stellt sie als eine Art zu leben („Als Brücke zu leben“) vor, mehr sogar, sie ist als Existenzweise Teil der Person („wie sind ja die Brücke“).

Die Funktion als Brücke, deren inhaltliche Bestimmung der Biograph im Folgenden noch ausführt, resultiert nicht einfach aus seiner Position als türkischer Migrant in Deutschland, sondern braucht die Besonderheit, *türkischer* Lehrer in Deutschland zu sein, die Mustafa zum Experten für „beide Seiten“ (B: 14/31) macht. In seiner Erzählung bewertet er diese Position, diese Aufgabe, durchaus unterschiedlich. So deutet er einerseits auf die Probleme und Schwierigkeiten hin, die sich daraus für ihn ergeben (vgl. B: 24/4ff), verhält sich aber insofern affirmativ zu dieser Zuschreibung, dass er die ‚Brückenrolle‘ der Interviewerin gegenüber in weiten Teilen des Interviews einnimmt und reproduziert, indem er aus der Position des ‚türkischen Deutschen‘ oder ‚deutschen Türken‘ als Experte die Mentalität oder den speziellen Erziehungsstil der Türken erklärt. Mustafa nimmt so als einen Teil seiner Person eine Funktion an, die ihm vor allem qua Beruf zugewiesen wurde. Umgekehrt findet auf diesem Wege eine hohe Identifizierung mit seinem Beruf statt.

Die Erfahrung von Mehrfachzugehörigkeit, die sich in diesem Leben als Brücke, im Experte-Sein für beide Seiten ausdrückt, erzählt der Biograph jedoch nicht nur im Hinblick auf seinen Beruf. Im Gegenteil, Fragen von und Erzählungen über Zugehörigkeit ziehen sich durch das ganze Interview und prägen vor allem die Reflexionsteile.

In diesen Reflexionen zeigt sich eine weitere Dimension des Erzählens über Arbeit in der Biographie: Mustafa erzählt die Geschichte eines Aufstiegs, genauer, des ‚Hocharbeitens‘ in Deutschland.

M: Und hab ich ja gesagt, ich kam nach Deutschland hatte ich keine Arbeitserlaubnis. Und jetzt sag ich diese nehm ich nicht an- das passt mir nicht, hab ich meine Lehrerpult dort stehen gelassen, (schmunzelnd) ich bin Lehrer, wenn die mir eine Lehrerstelle anbieten und dann arbeite ich, und aber sonst nicht. Nein, das war nicht möglich, das war nicht möglich, und eh und eh, wir haben gesagt, das ist die niedrigste Stufe, da müssen wir erst mal anfangen, (...) Und weil das man auch unten, ganz unten, wie der Buch hieß, ah, von der Mann da

I: Günther Wallraff

M: Günther Wallraff, und auch, das man auch ganz unten positive Erfahrungen machen kann (ja, ja).(B: 36/10-25)

Er bewertet seine Geschichte im Rückblick als die eines Aufstiegs von „ganz unten“. Den Aufstieg, so wird deutlich, haben er und seine Frau aus eigener Kraft, trotz verschiedener Entbehrungen und Probleme geschafft. Er erzählt unter dieser Perspektive die Geschichte der Anfangszeit in Deutschland in gekürzter Form ein zweites Mal. Während in der ersten Erzählung eine positive Bewertung dieser Anfangszeit und das Erzählen des chronologischen Ablaufs im Vordergrund stand, so reflektiert er die Geschichte jetzt unter der Perspektive der Schwierigkeiten und Probleme, die sich ihnen stellten. War in der ersten Erzählung der Gegensatz zwischen seinem erlernten Beruf und der unqualifizierten, illegalisierten Tätigkeit, die er gezwungen war zu verrichten, eher implizit in der Erzählung vorhanden, so wird er kurz vor Ende des Interviews offen ausgesprochen, indem Mustafa betont, dass er, obwohl ausgebildeter Lehrer, gezwungen war, auf der „niedrigsten Stufe“ neu anzufangen. Die folgende Beschreibung seiner Selbstwahrnehmung am Anfang in Deutschland steht daher in einem starken Gegensatz zur Beschreibung zu Beginn des Interviews, die geprägt war durch Fokussierung auf positive Aspekte (s.o.).

M: Und eh, kann ich dann sagen, obwohl ich vorhin gesagt habe, der Mann mehr im Monat 280 D-Mark, für eine 30-jährige Mann, der Lehrerausbildung in der Türkei abgeschlossen hat, kam nach Deutschland, du bist erst einmal als nichts-wissender-nicht-nützlicher eh, eh abgestempelt, ne. Und obwohl das du weißt, du kannst aber das nicht erzählen was du kannst, da weißt du gar nichts, du bist dumm, du bist wirklich stumm, du kannst nichts. Und eh, jetzt in eine neue Umfeld musst du dich erst mal beweisen. (B: 36/30-37)

Mustafa erzählt diesen Teil seiner Biographie aus zwei Perspektiven. Gültekin (2003) nimmt an, dass jeder Migrationsgeschichte eine solche „Doppelperspektive“ innewohnt (ebd.: 90), in der sich die Binnenperspektive der migrierten Person und die Außenperspektive der Einwanderungsgesellschaft zeigen. Ähnlich wie in dem von Gültekin vorgestellten Fall unterscheiden sich Mustafas Darstellungen, wenn auch weniger drastisch, durch die gegensätzliche Bewertung der beruflichen Anfangszeit in Deutschland. Im ersten Durchlauf der Erzählung erscheint die Zeit als überwiegend positiv, in

der zweiten Perspektive stehen Probleme im Vordergrund. In der ersten Erzählung gibt Mustafa die Perspektive der Einwanderungsgesellschaft wieder, indem er eine ‚typische‘ Migrationsgeschichte mit erfolgreichem Ausgang erzählt. Er spricht in den Worten der Gesellschaft, in die er einwandert, wenn er von ‚ausländischer Arbeitskraft‘, ‚Anwerbestopp‘ und ‚Arbeitserlaubnis‘ spricht. Die Erzählung orientiert sich an Größen, die der Einwanderungsgesellschaft wichtig sind: Was wurde gearbeitet, wie wurde die Sprache gelernt. Es ist eine Geschichte über Integration. Auch in der zweiten Erzählung dieser Zeit spielt die Außenperspektive, die Perspektive aus der Einwanderungsgesellschaft auf Mustafa eine Rolle. Allerdings wird sie hier aus der Binnenperspektive Mustafas erzählt. Mustafa gibt die Außenperspektive der Einwanderungsgesellschaft wieder, indem er beschreibt, wie er gesehen und behandelt, ‚abgestempelt‘ wurde, er beschreibt jedoch vor allem die Wirkung dieser Sichtweise auf ihn selbst.

Beruf und Arbeit spielen in Mustafa lebensgeschichtlicher Erzählung eine wichtige Rolle. Der berufliche Werdegang dient als wichtiges Strukturmerkmal der Biographie und illustriert den gesellschaftlichen Aufstieg der Familie durch harte Arbeit und Anspruchslosigkeit in der ersten Zeit nach der Migration. Als türkischer Lehrer in Deutschland zu sein versetzt Mustafa in eine ‚Brückenrolle‘, die sich nicht nur in seinem Beruf, sondern in seinem Leben und in seiner biographischen Erzählung in Form zahlreicher Thematisierungen und Reproduktionen von Mehrfachzugehörigkeiten niederschlägt.

6.2.2 Familie

Seine Herkunftsfamilie taucht bei Mustafa nur peripher im Laufe der Erzählung auf. Kindheit und Jugend, Lebensbereiche, in denen die Herkunftsfamilie erwartungsgemäß eine Rolle spielen könnte, klammert er weitgehend aus. Mustafa erzählt seine Migrationsgeschichte, einschließlich der Vorgeschichte, die er für nötig hält, um diese zu verstehen. Der eigenen Familie weist er, anders als George es in seiner lebensgeschichtlichen Erzählung tut, in dieser biographischen Erzählung von Anfang an einen prominenten Platz zu. Nachdem Mustafa kurz auf seine Herkunft und Schulbildung eingegangen ist, strukturiert er die Erzählung in den ersten Minuten des Interviews anhand familiärer Daten:

M: ich hab meine Frau auch dort kennen gelernt und eh, auch geheiratet. Das war in Jahr 68, wenn ich das so ein bisschen kürzen darf. 68 haben wir geheiratet und dann 71 haben wir die erste Kind bekommen (mhm) und eh, 72 haben wir zweite Kind bekommen. (B:1/17-20)

So wie die Chronologie hier durch familiäre Ereignisse vorgegeben ist, so ist es auch ein familiäres Ereignis, das den Migrationsgrund darstellt: Der Tod des Sohnes, des zweiten Kindes. Die Trauer um den Sohn bringt Mustafa und seine Frau zu dem Entschluss, aus der Stadt, in der sie bisher lebten, wegzuziehen, dieser Entschluss führt zur Migration nach Deutschland, wo zu dieser Zeit noch Arbeitskräfte angeworben werden.

Mustafa erzählt von seinem Schmerz ausführlich, aber gefasst, ohne zu stocken und nach Worten zu suchen. Er beschreibt seine Trauer als besonders intensiv und begründet sie damit, dass er aufgrund seines Berufs besonders viel Zeit mit seinem Sohn verbracht hat:

M: ich war in eh, Schulbereich tätig und meine Frau arbeitet damals bei eine Bank, und nach jede Schultag bin eh, direkt zum Friedhof gegangen. Aufgrund eh, so nachmittags frei zu haben ich hab mehr Zeit mit meine oder mit unsere Junge verbracht zu Hause, daher hatte ich auch so andere, ganz andere Verbindung zu unserem Kind (Ja.). Ich hab das alles verloren. (B: 1/27-32)

Entgegen dem herkömmlichen Bild geschlechtlicher Arbeitsteilung beschreibt Mustafa sich als denjenigen, der mehr Zeit mit seinem Sohn verbracht hat. Auffällig ist, dass er hier ausdrücklich von seinem Sohn, bzw. „unsere Junge“ spricht, obwohl sie eine Tochter haben, die nur ein Jahr älter als der Sohn ist. Ob er mit ihr auch Zeit verbracht hat, bleibt hier offen. Gülseren, die älteste Tochter, wird in diesem ersten Teil der Lebensgeschichte nur ganz zu Anfang als „erste Kind“ (B: 1/19) in Zusammenhang mit ihrem Geburtsdatum erwähnt. Während sowohl Name, als auch Geschlecht des verstorbenen Sohnes genannt werden, bleibt das erste Kind anonym. Hängt das mit Gülserens Geschlecht zusammen? Spiegelt es eine geringere Wertschätzung der Tochter wider? Oder liegt dieses Verhalten vielmehr in der Trauer um den verstorbenen Sohn begründet, die alles überschattet, auch die Erinnerung an das erste Kind? Diese Frage kann an dieser Stelle nicht eindeutig beantwortet werden, im weiteren Verlauf der biographischen Erzählung wird Mustafa Gülserens Fähigkeiten, ihre Entwicklung, ihren Lebensweg jedoch immer wieder positiv hervorheben. Diese im weiteren Verlauf der Erzählung deutlich werdende starke positive Fixierung vor allem auf Gülseren lässt vermuten, dass das Nicht-Beachten ihrer Person am Anfang der Erzählung eher der Trauer um den Verlust des Sohnes geschuldet ist, der in der Erinnerung sehr dominant scheint und außerdem als Grund für die Migration fungiert, die Mustafa mit der

Anfangserzählung erklären will. Es finden sich dagegen keine Hinweise, die die Hypothese erhärten könnten, die Nicht-Beachtung Gülserens am Anfang des Interviews hänge mit ihrem Geschlecht und geringerer Wertschätzung zusammen.

Die ganze Erzählung der Migrationsgeschichte hindurch bis zur ersten Abschlusskoda bleiben Gülseren und auch Renan, die 1979 geboren wurde, unerwähnt. Erst auf Nachfrage erzählt Mustafa die Lebensgeschichten beider Töchter, orientiert an Daten, vor allem am Bildungsverlauf, aber auch mit Aussagen über den Charakter der Töchter ergänzt („Die Gülseren war ein sehr stilles Kind“ (B: 7/23)). Zwei Dimensionen spielen in diesen Lebensgeschichten der Töchter eine besondere Rolle: Bildung und Zugehörigkeit. Beide strukturieren die Erzählung der Lebensgeschichten der Töchter, allerdings bei beiden Töchtern mit verschiedenen Inhalten. Während bei Gülseren der Wechsel zwischen der Türkei und Deutschland im Vordergrund steht, ist bei Renan die Zugehörigkeit klar: Sie ist „echte B.-Städterin“ (B: 8/32). Gülseren hingegen bleibt zunächst in der Türkei bei den Großeltern, kommt dann nach Deutschland, um für die Einschulung wieder in die Türkei zu gehen und schließlich, nach dem ersten Schulhalbjahr, doch an eine Schule in Deutschland zu wechseln. Der Wechsel Gülserens zwischen Deutschland und der Türkei spiegelt die Unentschlossenheit der Familie in den ersten Jahren bezüglich der Dauer des Aufenthalts, der zunächst nur bis 1980 geplant ist, wieder. Die Entscheidung über die Dauer der Migration wird unter der Berücksichtigung der schulischen Laufbahn der Töchter gefällt. Am Anfang, als Gülseren eingeschult wird, beeinflusst die geplante Dauer der Migration die Entscheidung für das Land der Einschulung:

M: Wir hatten auch zunächst vorgehabt, erst mal bis 1980 in Deutschland zu bleiben, und dann auch wieder in die Türkei zurückzukehren und da haben wir gedacht, Mensch, jetzt 77 und warum soll das Kind jetzt eingeschult werden, eh, schicken wir sie wieder in die Türkei, soll sie dort eingeschult werden und in zwei-drei Jahren kehren wir sowieso zurück. (B:6/35-40)

Zu diesem Zeitpunkt erscheint die Migration nach Deutschland noch als zeitlich begrenzt. Nachdem Mustafa und Emine jedoch Anstellungen als Lehrer, bzw. Lehrerin, im gleichen Landkreis erhalten haben, entscheiden sie sich für einen längerfristigen Aufenthalt in Deutschland und holen Gülseren nach, die daraufhin in B.-Stadt weiter zur Schule geht. 1979 wird Renan geboren und sechs Jahre später ebenfalls in Deutschland eingeschult.

Nachdem die Kinder eine gewisse Zeit zur Schule gegangen sind, ist das Verhältnis umgekehrt, es ist nun die schulische Laufbahn der Kinder, die den Entschluss, in Deutschland zu bleiben, mit verantwortet:

M: 1981 und 82 eigentlich wir habe und ernsthaft Gedanken gemacht (2) jetzt dieses Jahr, kehren wir zurück (mhm). Aber die Gülseren war schon am Gymnasium (ja) und in unserer Heimatstadt, wo wir dann kamen, gab's damals keine deutschsprachiges Gymnasium (mhm) und ihr fehlte ja natürlich so einiges so eh so Stoffe in ihrer Muttersprache (ja). Sie hätte dann ganz bestimmt Schwierigkeiten gehabt, wenn sie eine türkische Schule in der Türkei besuche müsste (mhm). (B: 8/38-9/2)

Nachdem sie im ersten Teil der Lebensgeschichte, in dem Mustafa seine Migrationsgeschichte erzählt, gar nicht vorgekommen sind, sind seine Töchter im weiteren Verlauf der Biographie, in dem Mustafa einzelne Bereiche der Erzählung vertieft und intensiver auf die Zeit in B.-Stadt eingeht, sehr präsent. Seine Töchter gehören für ihn weniger in seine Migrationsgeschichte, als eher in die Zeit, die er in B.-Stadt ist. Mit der Ankunft in B.-Stadt, der relativ festen Anstellung im erlernten Beruf endet die Migration. Arbeit und Leben erscheinen nun weniger prekär. Zu diesem Zeitpunkt wird die Familie in der Erzählung wichtig.

Mustafa erzählt den Bildungsweg der Töchter sehr detailliert, einzelne Episoden aus ihrem Leben erzählt er ausführlich und anekdotenhaft. Er macht seine Töchter zum Thema seiner eigenen biographischen Erzählung und präsentiert sich so außer als Lehrer vor allem als Vater. Diese Darstellung von Vaterschaft beinhaltet sowohl Sorgen, die er sich im Laufe seines Lebens um die Töchter gemacht hat, als auch Stolz. Sie bedeutet, dass Entscheidungen zum Wohle der Töchter gefällt werden aber auch, dass sie erzogen und zum Arbeiten in der Schule angehalten werden müssen. Besonders die Bildung seiner Töchter liegt Mustafa dabei am Herzen. So sorgt er sich vor allem um Schulprobleme, zeigt sich stolz auf die überdurchschnittlich guten Abschlüsse der Töchter, ihren Erfolg im Studium. Aber auch die Familiengründung Gülserens und die Geburt des ersten Enkelkinds machen ihn glücklich, wie er mehrfach beteuert.

Mustafas Selbstdarstellung als Vater beschränkt sich so nicht auf die Ernährerrolle, sondern beinhaltet aktive und fürsorgliche Teilnahme an der Erziehung. Auch die besondere Bindung zu seinem Sohn, die ihn bei dessen Tod besonders intensiv trauern lässt, passt in dieses Bild. Er nimmt aktiv teil an der Erziehung der Töchter, legt aber dabei – das korreliert mit seiner Identifikation als Lehrer – besonderen Wert auf Bildung und Ausbildung. Damit vermittelt er ein Bild von Vaterschaft, welches weniger von der Aufgabe des Ernährers, als eher des Erziehers geprägt ist. Während Erziehung

und Ausbildung der Töchter von ihm häufig thematisiert werden, kommen ihre Gefühle, individuelle Schwierigkeiten und Erfolge, die außerhalb von Bildung und Ausbildung liegen weniger vor.

Jedoch auch der Zugang zu den Töchtern über ein großes Interesse an ihrer Bildung und Ausbildung offenbart Fürsorge, besonders, da Bildung für Mustafa einen Schlüssel zu emanzipiertem und selbständigem Leben darstellt. In einer Expertenerzählung äußert er sich über die unterschiedliche Erziehung von türkischen Mädchen im Gegensatz zu türkischen Jungen und kritisiert, dass „viele begabte Mädchens scheitern wirklich wegen wenig Unterstützung der Elternhaus aus“ (B: 18/27-28). Er sieht in mangelnder Bildung die Ursache für extrem patriarchales Verhalten (s.u.) und im Studium eine Chance für Mädchen, dem strengen Zuhause zu entfliehen (vgl. B: 29/29ff). Mit der Unterstützung des Bildungsweges seiner Töchter erkennt er deren Begabung an und verhilft ihnen so zu einer notwendigen Ressource für ein freies und selbständiges Leben. Alles in allem lässt die starke Thematisierung der Töchter, die Einbindung ihrer Lebensgeschichten in die eigene auf eine enge Bindung zu ihnen schließen.

Mustafas Frau taucht als Akteurin besonders am Anfang des Interviews auf. Während Mustafa die Trauer um den Sohn zu lähmen scheint, handelt sie:

M: Meine Frau war dann beim Arbeitsamt und eh, so um 73 Deutschland brauchte nach ausländische Arbeitskräfte (Ja) und eh, sie hat dann so ehm ihre Unterlagen eingereicht und nach ein paar Wochen wurde sie eingeladen. Sie musste nach Istanbul zu diese Verbindungsstelle, eh, und musste man ja gesundheitlich durchgecheckt werden und dann hat sie, eh hatte sie dann einen Vertrag unterschrieben, so konnte sie also in kurzer Zeit wieder nach Deutschland.
(B: 2/11-17)

Die Entscheidung, zu migrieren, fällen sie gemeinsam, die Initiative scheint allerdings von Mustafas Frau auszugehen. Emine ist diejenige, die zum Arbeitsamt geht, sie ist die, die ihre Unterlagen einreicht. Mustafa beschreibt sich selbst als durch die Trauer gelähmt, monatelang, so erzählt er, habe er sich nachmittags auf dem Friedhof aufgehoben. Emine erscheint dagegen in dieser Situation als die Aktivere und Handelnde. Eher nebenbei erwähnt Mustafa, dass auch er einen Antrag gestellt hat, sagt allerdings nicht wann. Ob es zur gleichen Zeit oder möglicherweise später war, muss so offen bleiben, auf jeden Fall bekam Emine früher Antwort und gelangt so nach C.-Stadt in Deutschland. Sie geht ohne Mustafa, er bleibt mit der 2-jährigen Tochter in G.-Stadt in der Türkei. Als der Anwerbestopp in Kraft tritt, ist es wieder Emine, die die Initiative ergreift und Erkundigungen einholt:

M: Eh, die meine Frau hat sich als, eh, in C.-Stadt so ein bisschen erkundigt, informiert, beim Arbeiterwohlfahrt, beim türkischen Sozialarbeitern, welche Möglichkeiten gebe, so Ehemänner aus der Türkei nach Deutschland zu bringen. (B: 3/32-37)

Die Aufgabenteilung des Ehepaars entspricht Mustafas Darstellung nach schon vor dem Tod des Sohnes nicht der klassischen: Während Emine einen Beruf hat, der sie Vor- und Nachmittags beschäftigt, hat Mustafa nachmittags frei und verbringt mehr Zeit mit seinem Sohn. In der besonderen, von Trauer geprägten Situation nach dem Tod des Sohnes erfährt diese Teilung eine Verschärfung: Emine geht nach Deutschland, während Mustafa mit der Tochter in der Türkei zurückbleibt. Diesen Sachverhalt thematisiert der Biograph nicht von sich aus, sondern geht darauf erst genauer ein, nachdem er von der Interviewerin nach dem Verbleib Gülserens während der ersten Phase der Migration gefragt wird.

Obwohl er von seiner Mutter unterstützt wird, indem sie das Kind betreut, während er arbeitet, macht er die Verteilung der Verantwortung durch die klare Aussage deutlich: „sie blieb ja bei mir“ (B: 6/18). Mustafa obliegt so die Betreuung des Kindes, während Emine in Deutschland arbeitet. Diese Situation, die zumindest dem klassischen Bild der Aufgabenteilung unter den Geschlechtern widerspricht, war jedoch im Rahmen der Arbeitsmigration nicht unüblich. Entgegen der landläufigen Vorstellung der migrierenden Männer, die irgendwann Frau und Kinder nachholen, gab es auch immer Frauen, die zuerst kamen und dann ihre Familie nachholten. Dennoch bedeutet dies in der Regel eine Verschiebung der familiären Aufgabenbereiche, die allerdings im Falle Mustafas als nicht so einschneidend wahrgenommen wird, da er nach seinen Angaben schon vorher großen Anteil an der Betreuung der Kinder, zumindest des Sohnes, genommen hat.

Während der Vorbereitung der Migration und der Migration selber erscheint Emine aktiver als Mustafa. Zunächst ist dies mit dem Prozess des Trauerns zu erklären, den Mustafa für sich als sehr intensiv und in der Weise lähmend beschreibt, dass er sich nur noch auf dem Friedhof aufgehalten hat. Im weiteren Verlauf der Migration wird diese Verteilung jedoch noch unterstützt durch die äußeren Bedingungen: Emine ist in der Position, Mustafa nachholen zu können, sie hat die Arbeitserlaubnis, sie verdient das Geld. Mustafa bezeichnet seine Frau als „fleißig“ und stellt sein Kommen als ihr Verdienst dar:

M: die ist sehr fleißig, hat enorme Energie, und eh, so konnte ich auch da hinkommen und habe ich auch bedingt ihre offizielle Tätigkeit in Deutschland Aufenthaltserlaubnis

beantragt (hm), habe ich das auch bekommen, also wurde genehmigt, ich durfte dann halt in Deutschland (2sec) bleiben, und aber nicht arbeiten. (B:3/13-18)

Dass er ihre Energie an dieser Stelle betont, unterstützt vor dem Hintergrund seiner Selbstpräsentation als durch die Trauer eingenommen, die These, dass er sich im Gegensatz dazu als weniger energisch wahrnimmt, zumindest zu diesem Zeitpunkt. Emine hat möglicherweise den Tod des Sohnes besser verkraftet, sie hat sich nicht lähmen lassen, sondern ist aktiv geworden. Sein Kommen nach Deutschland stellt Mustafa in einen kausalen Zusammenhang zu Emines Energie: „so konnte ich auch da hinkommen“, denn die Erlangung einer Aufenthaltserlaubnis ist bedingt durch ihre „offizielle Tätigkeit“.

Emine nimmt einen wichtigen Platz in Mustafa biographischer Erzählung ein. Zum Zeitpunkt der Migration erscheint sie aktiver und handelnder. Die Handlungsfähigkeit Emines im Gegensatz zu Mustafa, die zunächst aus dem unterschiedlichen Umgang mit dem Verlust des Sohnes resultiert, wird verstärkt durch ihre rechtliche Stellung als Arbeitsmigrantin in Deutschland, die ihr erlaubt, zu arbeiten und sie befähigt, die Migration ihres Mannes in die Wege zu leiten. Er ist so in der ersten Zeit in Deutschland von ihr abhängig und erzählt mit der Geschichte seines zunächst illegalen, dann aber legalisierten Arbeitsverhältnisses implizit die Geschichte seiner Emanzipation von Emine. Er hat seine Frau während der ersten Phase der Migration als fleißig, aktiv, energievoll dargestellt, während er eher passiv, abwartend und trauernd war. Während der Phase seiner illegalen, später legalisierten Beschäftigung im Pflegeheim, die er aufgrund der Beschäftigung seiner Frau im selben Heim bekommen hat, stellt er sich wieder aktiver und selbstsicherer werdend dar. Er weiß, dass er gute Arbeit leistet, die anerkannt wird.

Diese Emanzipation von der Abhängigkeit von seiner Frau gelangt zu ihrem Höhepunkt, als sich beide um Lehrerstellen in NRW bewerben und diesmal Mustafa zuerst eine Stelle erhält.

M: So, diesmal war das umgekehrt, meine Frau blieb in C.-Stadt (schmunzelnd), ich kam nach Nordrhein-Westfalen. (B: 5/17-19)

Obwohl er zuvor die Abhängigkeit, in der er sich von seiner Frau befindet, nicht explizit thematisiert, sondern nur, wie oben analysiert, implizit zum Thema seiner Erzählung gemacht hat, greift er hier die eindeutige Umkehrung dieses Verhältnisses auf, indem er feststellt, dass er nun derjenige ist, der geht, während seine Frau bleibt. Aus dieser

neuen, veränderten Situation erwächst nun ihm im Gegenzug die Möglichkeit, die Anstellung seiner Frau zu bewirken:

M: Und eh, kurz danach habe ich ehemalige Schulamtsdirektorin aus Kreis A., Frau Kramer, musste ich mich auch vorstellen, bei diesem Vorstellungsgespräch habe ich auch das erzählt, meine Frau sei auch Lehrerin (Hm), aber sie ist noch unten in dem Heim arbeitet und so da, und sie sagt, Mensch, E. [Nachname Mustafas], wir brauchen noch mehr Lehrerinnen, also noch mehr Lehrer, und eh, können sie nicht ihre Frau einmal nach B.-Stadt kommen lassen und dann, so (ja) kam sie auch nach B.-Stadt und nach einem so Gespräch einfach bei Frau Kramer, mit Frau Kramer, sie hat auch ihre Stelle in B.-Stadt bekommen. (B: 5/18-26)

War es vorher Emine, deren „offizielle Tätigkeit“ Mustafas Arbeitsstelle bedingte, so hat sich diese Situation umgekehrt. Nun bekommt Emine in Folge von Mustafas Vorstellungsgespräch eine Anstellung.

Vom Zeitpunkt der Legalisierung seines Arbeitsverhältnisses an, vor allem aber seit der Anstellung als Lehrer, beginnt Mustafa weniger von seiner Frau, als mehr über sich selbst zu sprechen. Immer wieder geht er zwar, parallel zur eigenen Biographie, auf die Geschichte seiner Frau ein, im Gegensatz zum Beginn der Migrationsgeschichte, den Mustafa vor allem als Emine Geschichte erzählt, liegt der Fokus im späteren Teil der biographischen Erzählung jedoch auf Mustafas Lebensweg in B.-Stadt, auf seinen Einstellungen und Meinungen. Obwohl Emine weiterhin eine Stellung in der Erzählung hat, verschiebt sich der Schwerpunkt von Emine auf die Töchter, die mit dem Ende der Erzählung der Migrationsgeschichte, also mit Ankunft und Einleben in B.-Stadt, zentraler werden.

Zu einem späteren Zeitpunkt im Interview thematisiert Mustafa seine Partnerschaft und betont die Arbeitsteilung zwischen ihm und seiner Frau. Seine Mithilfe im Haushalt bezieht er auf seine Erziehung: Er musste zu Hause auch im Haushalt mithelfen und „das, was ich von Mama gelernt habe, hat das in der Ehe auch das praktiziert“ (B: 26/1-2). Mustafa beteiligt sich an der häuslichen Reproduktionsarbeit. Im Bereich der Erziehung der Töchter wird das auf mehreren Ebenen des Interviews deutlich. Er stellt die Beziehung zwischen sich und seiner Frau als gleichberechtigt dar, indem er zum Beispiel ihre Berufstätigkeit betont.

Insgesamt weist Mustafa in seiner biographischen Erzählung seiner Familie einen hohen Stellenwert zu. Seine Lebensgeschichte erscheint eng verknüpft mit der Geschichte seiner Töchter und seiner Frau. Seine Vorstellungen von Partnerschaft stellt Mustafa als egalitär dar. Er betont seine Beteiligung an Reproduktionsarbeit und präsentiert sich als verantwortungsvoller Vater, dem besonders an Bildung und Aus-

bildung seiner Töchter, aber auch an ihrem privaten Glück gelegen ist. Zu seiner biographischen Selbstpräsentation als türkischer Lehrer kommt die als Vater hinzu.

6.2.3 Bilder und Vorstellungen von Männlichkeit

Eine ausdrückliche Thematisierung von Männlichkeit findet im Interview kaum statt. Obwohl die Erzählaufforderung von einer kurzen Erklärung eingeleitet wird, in der die Interviewerin betont, dass es ihr um Männlichkeit geht und sie ausschließlich Männer interviewt, greift der Biograph das Thema zunächst nicht auf. Erst im Verlauf des Interviews, in dem, wie oben dargestellt, selbstverständlich vergeschlechtlichte Bereiche vorkommen, die Einstellungen und Deutungsmuster des Biographen zu Männlichkeit zeigen (s.o.), macht er einige Aussagen über Männer und Frauen, Mädchen und Jungen, die diese Einstellungen und Deutungsmuster ergänzen und erklären können.

Zu solchen Aussagen und Erklärungen kommt es in einer der ‚Expertenerzählungen‘, in der Mustafa aus seiner besonderen Stellung als „Brücke“, als Experte, Weisen des Zusammenlebens von Deutschen und Türken und Besonderheiten türkischer Mentalität erläutert. Nachdem er sich in dieser Weise zu den Schwierigkeiten, die Türken in Deutschland haben, geäußert hat, wird er gefragt, ob er Unterschiede für Männer und Frauen sieht. Er setzt sofort zur Beantwortung dieser Frage an, kommt aber erst nach einer längeren, allgemeinen Erklärung auf den geschlechtsspezifischen Aspekt zu sprechen. Dann erklärt er, türkische Mädchen würden weniger Unterstützung von ihren Eltern bekommen, die Frauen würden weniger in der Öffentlichkeit sein als die Männer, die sich ihrerseits in Vereinen treffen.

Diese Erklärung der unterschiedlichen Lebens- und Erziehungsweisen ist eingebettet in eine Erzählung, in der Mustafa, der gebildete ‚Deutsch-Türke‘, als Experte einer deutschen Studentin Besonderheiten der türkischen Lebensweisen in Deutschland erklärt. Er geht von einem Interesse der Interviewerin an diesen Informationen aus, weil er es, aufgrund seiner Brückenfunktion, gewohnt ist, um solche Erklärungen gebeten zu werden. Er erzählt keine eigenen Erinnerungen und Erfahrungen, sondern gibt allgemeine Ansichten und Erklärungen ab. Dennoch hat diese Art der Erzählung viel mit seiner Biographie, mit den Erfahrungen von Zugehörigkeit zu tun, die sich durch das ganze Interview ziehen. Das Leben „als Brücke“ (B: 14/28) wird zwar von Außen an ihn herangetragen, er füllt es aber aus, indem er als Übersetzer zwischen Deutschen und

Türken in Deutschland agiert und, wie in der vorliegenden Situation in Bezug auf unterschiedliche Lebensweisen von türkischen Frauen und Männern, türkische Handlungsweisen erläutert:

M: ja, das ist ehm, es gibt so viele Gründe dafür. Einmal erziehen wir unsere Mädchen unselbständig. Also unselbständig heißt das so ein bisschen von ihren Möglichkeiten als Mensch nehmen wir im Vorfeld weg. Und eh, zweitens ist das in Deutschland, die Familien aus den ländlichen Gebieten kommen aus der Türkei, haben sehr große Angst, ihre Ehre in Deutschland zu verlieren. Was ist das ein Ehre? (B: 19/26-31)

Mustafa erklärt, wie es zu der strengen Aufteilung zwischen dem öffentlichem Leben, das den Männern zugerechnet wird und dem privaten, häuslichen, das der Wirkungsbereich der Frauen ist, kommt. Hierbei fällt zunächst die Wahl des Personalpronomens auf, mit dem er sich hier der Gruppe der Türken zurechnet: „Wir“ erziehen „unsere“ Mädchen unselbständig. So, wie er in den biographischen Teilen der Erzählung über Zugehörigkeit reflektiert und sich als Brücke oder „auf zwei Stühlen“ (B: 25/20-21) sitzend darstellt, so rechnet er sich auch in den Expertenerzählungen mal der Gruppe der Türken, über die er mir, der Deutschen, Informationen gibt, zu, indem er von „wir“ spricht, mal klammert er sich aus, indem er von „die“ spricht. An dieser Stelle benutzt er zunächst die erste Person Plural und rechnet sich damit zu dieser Gruppe, im nächsten Satz distanziert er sich aber von „den Familien aus den ländlichen Gebieten“. Obwohl er sich später in seinem Erziehungsstil deutlich von dem hier beschriebenen distanziert, spricht er erst von „wir“. In einer genaueren Beschreibung der von Verboten geprägten Erziehung türkischer Mädchen, die er ein paar Seiten später anführt, wählt er die zweite Person Plural: „die“ (vgl. B: 20/3 ff.). Mit der gelegentlichen Wahl des Personalpronomens „wir“ legitimiert sich der Biograph in seiner Funktion als Experte, indem er seine Zugehörigkeit zu der beschriebenen Gruppe deutlich macht. Er spricht über etwas, das er kennt, nämlich über seine Gruppe – von der er sich dann aber wieder distanzieren kann.

Nachdem er sich zunächst, zu der beschriebenen Gruppe hinzu rechnet, führt er im nächsten Satz gleich eine Differenzlinie ein, die ihn abgrenzt: den Stadt-Land Gegensatz. Er hat zu Beginn des Interviews betont, aus einer Großstadt, die er als liberal charakterisiert, zu kommen. Die Angst um den Verlust der Ehre, die aus seiner Sicht ein Grund für die strenge Erziehung der Mädchen ist, schreibt er „Familien aus ländlichen Gebieten“ zu. Trotzdem kann er, als Experte, diese Vorstellung von Ehre erläutern:

M: So das muss man sagen, was eine Ehre ist. Eh, für ehm Türken gibt's eine Sache, bei Mädchens, wenn die dann heiraten müssen die Jungfrau sein. Also da, eh jeder Mann legt sehr große Wert drauf, dass sie unberührte Frau heiraten. Das heißt ja

nicht, steht nirgendwo, das hat weder Atatürk noch der Mohammed so gesagt, dass die Männer alles machen dürfen. Die Männer müssen auch genauso eine unberührte Mann sein, wenn sie dann heiraten. Auch nach dem Heiraten müssen die so bleiben. Ehm, das wird einfach falsch verstanden, weil die nicht genügend Bildung haben, wirklich nicht. Die eh eh könne weder Koran noch irgendwelche Gesetze kommentieren, also viel, und eh wenn das eh, darüber haben die Familien große Angst. (B: 19/32-41)

Ein Konzept der (männlichen) Ehre wird in der Theorie über kulturell verschiedene Männlichkeiten immer wieder bemüht, um verschiedene Vorstellungen von Männlichkeit zu erklären (vgl. Kapitel 3.1). Mustafas Ausführungen bestätigen diese Theorien jedoch nicht zwangsläufig. Für sich und seine Deutungsmuster von Männlichkeit trifft ein solches Konzept nicht zu, er distanziert sich davon, indem er es eindeutig einer bestimmten Gruppe türkischer Migranten zurechnet: ungebildeten Familien aus ländlichen Gebieten. Diese Familien betreffend, kann auch er als Experte nur die Außensicht beschreiben. Für seine eigene Biographie, sein eigenes Leben, trifft ein solches Erklärungsmuster nicht zu, er ist nicht ungebildet, kommt nicht aus einer ländlichen Gegend und kann folglich die falschen Annahmen, die dem Ehrbegriff der beschriebenen Familien zugrunde liegen, entlarven. Trotzdem erläutert er auf den folgenden Seiten ausführlich den von Verboten geprägten Erziehungsstil, der aus dieser Angst, die Ehre zu verlieren folgt. Wieder macht er deutlich, dass er sich und seine Familie ausnimmt; sie haben einen anderen Erziehungsstil, andere Einstellungen:

M: Wir haben das eh, ich kann sagen, wir haben das nicht so gemacht. Eh, das eh, jetzt kommt dann auch. Ich kann so eine Sache erzählen, die Gülseren hat jemand kennen gelernt, der weder Türke noch Muslime ist, und eh den ja, er ist ein Deutscher und ist auch eine Christ und eh, ja jetzt eh, aber habe ich am Anfang unseres Gesprächs auch erzählt, und für mich solche Sachen keine Rolle spielen, das die Entscheidung unserer Tochter ist (ja). Und sie darf ja ihre Lebensbegleiter, ihre Lebenspartner selbst aussuchen, das habe ich auch gemacht. Und nicht in Deutschland, aber in der Türkei, vor 35 Jahren. Meine Frau wurde auch nicht von meinen Eltern ausgesucht. Die dann eben so meinen Willen von mitgenommen haben und ein wildfremdes Mädchen eben so da Heiratsantrag in meinem Namen gemacht haben. So war das auch nicht. (B: 23/3-14)

Er wählt hier das Beispiel der Partnersuche, um den anderen Erziehungsstil, den er und seine Familie vertreten, zu verdeutlichen. Beide Töchter der Familie leben mit einem deutschen Mann zusammen. Gülseren ist verheiratet, Renan hat einen langjährigen Freund. Er erzählt von Heiratsanträgen, die ihn und seine Frau für die Töchter erreichten, betont aber ihre Auffassung, nach der die Entscheidung für einen Partner selbstverständlich bei seinen Töchtern liegt. Die Selbstverständlichkeit, die das für ihn hat, verdeutlicht er durch die Tradition, die diese Entscheidungsfreiheit in seiner Familie hat.

Mit der Beschreibung dieser ‚Tradition‘ wendet er sich unausgesprochen gegen das stereotype Bild einer reaktionären, rückständigen Türkei und unterstützt seine vorher eingeführte Differenzierung zwischen Stadt und Land, gebildet und ungebildet. Er als türkischer Lehrer, als „Brücke“, kennt sicherlich die Vorurteile und stereotypen Bilder, mit denen Deutsche an die Türkei denken. Schon in den ersten Sätzen des Interviews setzt er diesen Bildern etwas entgegen, indem er betont, aus einer großen Industriestadt zu stammen (B: 1/11ff). In seinen Expertenerzählungen über türkische Mentalität, türkischen Erziehungsstil und Geschäftssinn greift er allerdings selber auf solche Stereotype, wie die Angst vor Ehrverlust, zurück. Sich selber und seine Familie klammert er aus diesen Beschreibungen aus, so dass in seinen Erzählungen zwar zum Teil stereotype Bilder verwendet, aber auch Differenzierungen innerhalb der Gruppe der türkischen Migranten gemacht werden. Da er aus einer liberalen Großstadt stammt und gebildet ist, treffen auf ihn die stereotypen Beschreibungen über die Geschlechtervorstellungen türkische Migranten nicht zu, unterscheidet er sich nicht wesentlich von Deutschen, wie er im folgenden Abschnitt deutlich macht:

I: hast du als Mann was gelernt oder hat sich für dich was verändert, glaubst du, dass es für dich anders war als Mann nach Deutschland zu kommen als vielleicht für deine Frau, oder..

M: Eh, eigentlich nicht, eigentlich wirklich nicht, und ehm wir haben (2) in der Türkei, was uns beide trifft, meine Frau und mich betrifft, und eh, genau so gelebt wie das wir in Deutschland auch leben (mhm), sie was dort auch berufstätige Frau. Also mussten wir auch zu Hause einiges zusammen tun (mhm). Eh ich bin auch ehm von meine Mama so erzogen worden. Wir sind drei Geschwister und meine Eltern und die ich bin die Älteste und meine Schwester kam 9 Jahre später, also ich war 9 Jahre lang alleine, also musste ich auch als kleines Kind, als meine Schwester kam, so einiges übernehmen. Und so habe ich auch das auch in die Ehe gemacht. Als wir uns kennen gelernt haben und auch heirateten und ehm, das eh was ich von Mama gelernt habe, hat das in der Ehe auch das praktiziert. (B:25/31-26/2)

Wenn er auch vorher Informationen über unterschiedliche Einstellungen, Erziehungsweisen etc. von Deutschen und Türken gab, so bezog sich das nicht auf ihn. Für ihn und seine Frau hat sich, so resümiert er hier, auf der Ebene ihrer Partnerschaft nicht viel verändert dadurch, dass sie nach Deutschland gekommen sind. Er legt im Folgenden seine egalitäre Auffassung von Geschlecht dar, und führt diese wiederum auf seine eigene Erziehung durch seine Mutter zurück. Damit gibt er erneut zu verstehen, dass er diese egalitäre Auffassung nicht etwa in Deutschland gelernt hat, sondern durch seine Erziehung. Er macht damit Aussagen über seine Herkunft und zeigt erneut, dass er aus einer fortschrittlichen, urbanen Familie kommt.

Mustafa reproduziert im Interview die Vorstellung kultureller Unterschiede in Vorstellungen und Lebensweisen von Geschlecht, indem er als Experte Einblick in den türkischen Umgang damit gewährt. Gleichzeitig nimmt er sich davon aus und führt weitere Differenzlinien ein, die einen bestimmten Umgang mit Geschlecht bedingen.

6.2.4 Zusammenfassung

Mustafa erzählt im Interview seine Migrationsgeschichte. Innerhalb dieser thematisiert er Männlichkeit weniger explizit, als vielmehr innerhalb von Themenbereichen, die daraufhin hier untersucht wurden. Mustafas Präsentation als Mann, vielmehr als Mann mit Migrationshintergrund, zeigt sich vor allem in den Darstellungen seiner Person als Vater und als Lehrer.

Sein Beruf als Lehrer ist für Mustafa mehr als nur Mittel, den Lebensunterhalt zu verdienen. Ihm kommt, wie gezeigt wurde, eine Schlüsselrolle in der biographischen Konstruktion zu. Der Aufstieg von der ungelerten ausländischen Arbeitskraft zum Lehrer in Deutschland beschert Mustafa nicht nur ökonomische Vorteile, sondern er lässt ihn sicherer und eigenständiger werden. Auch das Verhältnis zu Emine verändert sich in der Erzählung mit der Einstellung als Lehrer: Die qualifizierte Stellung, die er zeitlich vor seiner Frau einnimmt und aus der heraus er ihr zu einer solchen verhilft, lässt ihn unabhängiger von ihr werden. Nachdem Emine im ersten Teil des Interviews, der Migrationsgeschichte, sehr präsent war, als aktive, treibende Kraft hinter der Migration erschien und in der ersten Zeit in Deutschland den Unterhalt verdiente, wird sie in den vertiefenden Erzählungen des zweiten Teils weitaus seltener als aktiv handelndes, eigenständiges Subjekt erwähnt. Sie taucht als Teil der Familie auf, als Partnerin, mit der er gemeinsam Entscheidungen fällt und Erlebnisse teilt.

Nicht nur die Erwerbsarbeit stellt einen wichtigen Bereich in Mustafas biographischer Erzählung dar, sondern auch die Familie. Mustafa zeigt sich stark an seiner Familie orientiert, familiäre Themen strukturieren das Interview und nehmen einen zentralen Stellenwert darin ein. Als Vater präsentiert sich Mustafa streng, was das Einfordern schulischer Leistung angeht, darüber hinaus als gerecht und liberal. Er mischt sich nicht in die Partnerwahl seiner Töchter ein und möchte sie zu Selbständigkeit und Verantwortungsbewusstsein erziehen. In der Erziehung seiner Töchter unterscheidet er sich deutlich von dem Bild, dass er vom „türkischem Erziehungsverstand“, im Allgemeinen und besonders auf Mädchen bezogen, zeichnet.

Auch in seinen direkten Äußerungen über Männlichkeit, bzw. über Männer und Frauen, unterscheidet sich Mustafa von dem, was er selbst, aus seiner Position als „Brücke“ heraus, als typisch für türkische Migranten in Deutschland definiert. Dieser Unterschied wird von Mustafa erklärt durch die Differenzlinien Stadt-Land und Bildung. Er führt damit Erklärungen ein, die die von ihm selbst getroffene Darstellung ‚typisch türkischer‘ Eigenschaften im Gegensatz zu ‚typisch deutschen‘ unterlaufen und Heterogenität innerhalb der Gruppe türkischer Einwanderer, der er sich (auch) zugehörig fühlt, sichtbar machen.

Mustafa vertritt eine Vorstellung egalitärer Geschlechterverhältnisse und gleichberechtigter Partnerschaft in Familie und Beruf. Verglichen mit der Erzählung seiner Lebensgeschichte scheinen diese Ansprüche in deren Verlauf weitgehend verwirklicht: Mustafa nimmt als Vater teil an der Erziehung der Töchter, er beteiligt sich eigenen Angaben zufolge an reproduktiver Arbeit im Haushalt, seine Frau ist berufstätig. In bestimmten Abschnitten seines Lebens erscheint Mustafa sogar abhängig von seiner Frau, sowohl finanziell, in der ersten Zeit in Deutschland, als auch emotional und sozial, nachdem der Sohn gestorben ist und Emine diesen Verlust besser, oder zumindest aktiver verkraftet. Trotzdem ist Mustafas biographische Erzählung deutlich vergeschlechtlicht, wie an ihrer Bestimmung durch den beruflichen Weg des Biographen und der inhaltlichen Bedeutung von Vaterschaft zu erkennen ist.

7. MÄNNLICHKEIT IN ‚MIGRATIONS BIOGRAPHIEN‘

In der Analyse der Interviews wurden Themenfelder hervorgehoben, die für die Frage nach der biographischen (Re-)Konstruktion von Männlichkeit von Bedeutung sind. Die Ergebnisse dieser detaillierten Fallanalysen (5.2 und 6.2) werden im Folgenden weiter abstrahiert und vor dem Hintergrund der in den Kapiteln 2 und 3 vorgestellten Theorien betrachtet. Dabei soll die Forschungsfrage nach der Konstruktion von Männlichkeit in den Biographien der Migranten beantwortet, sowie das Zusammenwirken von Ethnisierungen und Kulturalisierungen und Geschlecht näher beleuchtet werden.

Dazu wird hier zunächst das in weiten Teilen der Interviews nicht explizit genannte Thema Geschlecht aus den Themenfeldern herausgearbeitet, um auf die Vergeschlechtlichung der Biographie aufmerksam zu machen. Die Männlichkeiten, die von den Biographen so präsentiert werden, werden in einem zweiten Schritt an die in Kapitel 2 dargelegten Theorien hegemonialer Männlichkeit und des vergeschlechtlichten Habitus rückgebunden.

Im Titel dieses Kapitels weist der Ausdruck ‚Migrationsbiographien‘ bereits darauf hin, dass Migration als Thema die Biographien bestimmt. Die Männer sollen darüber jedoch nicht auf ihr Migrant-Sein reduziert werden, denn beide Biographien beinhalten weitere Themen und Schwerpunkte. Der Einfluss der Migration auf die Biographien wird im zweiten Unterkapitel untersucht.

Im letzten Schritt wird es in diesem Kapitel darum gehen, die Dimension der Ethnisierung und der Vergeschlechtlichung der Biographien zusammenzubringen.

7.1 Die vergeschlechtlichte Biographie

7.1.1 Männlichkeit als fraglose Gegebenheit in Familie und Beruf

Zunächst fällt in beiden Interviews auf, dass Männlichkeit von den Biographen nicht explizit zum Thema gemacht wird. Männlichkeit erscheint bei beiden als etwas „fraglos Gegebenes“ (vgl. Meuser 1998; Kapitel 2.3), das nicht kommuniziert werden muss. Sowohl Mustafa als auch George sprechen erst explizit über Männlichkeit, als ihnen eine direkte Frage danach gestellt wird. Auch dann bleiben sie auf einer allgemeinen Ebene, die eher stereotype Vorstellungen von Männlichkeit als das persönliche Erleben mitteilt. Männlichkeit selbst wird von ihnen als biologische Tatsache nicht in Frage gestellt und auch nicht kommuniziert. Kommuniziert wird aber die ‚kulturelle Seite‘ des

Mann-Seins, in Gestalt der Erzählungen über Mann-Sein in Ruanda bzw. der Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit in den ‚ungebildeten türkischen Familien vom Land‘. George und Mustafa thematisieren Männlichkeit nur unter den Vorzeichen von nationaler, ethnischer, kultureller Bestimmung. Dabei bleibt Männlichkeit eine biologische Tatsache, auch die eigene Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht wird nicht in Frage gestellt. Die sozialen Bestimmungen von Männlichkeit werden von beiden jedoch als flexibel, weil anhängig von Kultur dargestellt. In Bezug auf die eigene Männlichkeit findet auch auf Nachfrage keine direkte Reflexion statt. Nur der ‚Umweg‘ abstrakter, verallgemeinernder Überlegungen über kulturspezifische Ausprägungen von Männlichkeit und die teilweise Affirmation (George) bzw. völlige Distanzierung von diesen (Mustafa) macht ein Reflektieren über die *eigene* Männlichkeit möglich (vgl. dazu Kapitel 7.3).

Dennoch präsentieren sich beide in ihrer Biographie als Mann, indem sie sich während der gesamten Erzählung eindeutig in vergeschlechtlichten Lebensbereichen positionieren. Als verantwortlicher, mitunter strenger Vater, als Ernährer, als Lehrer, als Mann in einer heterosexuellen Paarbeziehung. Beide Männer messen in ihrer biographischen Erzählung ihrem Beruf, bzw. ihrer Karriere einen hohen Stellenwert bei. Die jeweiligen beruflichen Tätigkeiten haben für sie zwar unterschiedliche Bedeutungen, die sich im Verlauf der Erzählungen auch massiv wandeln (vgl. Kapitel 5.2.1 und 6.2.1), für beide ist das Sprechen über den Beruf, über Karrierepläne, über Lohnarbeit aber zentrales Thema.

Dabei ist bei Mustafa ein Bedeutungsgewinn des Berufs zu verzeichnen: Der Beruf kommt zunächst eher am Rande vor, wird im Verlauf der Migration jedoch wichtiger und in der Erzählung präsenter. Von dem Zeitpunkt an, da Mustafas Arbeit legalisiert wird, er mehr Anerkennung und eine angemessenere Bezahlung dafür erhält, wächst auch seine Selbstsicherheit in der Erzählung. Orientierte sich seine Erzählung vorher sehr an seiner Frau, so tritt diese mit Zunahme der Bedeutung des Berufs und mit Wachsen seiner ökonomischen, aber vor allem auch sozialen Anerkennung in den Hintergrund. Mustafas Erzählung über den beruflichen Aufstieg, das Hocharbeiten vom illegalen Arbeiter zum festangestellten Lehrer, hat so implizit in der biographischen Narration auch eine gewisse Emanzipation von seiner Frau zu Folge. Sein Beruf stellt für ihn nicht einfach nur Erwerbsarbeit dar, sondern türkischer Lehrer zu *sein* ist für ihn ein wichtiger Teil seiner biographischen Selbstpräsentation.

Bei George ist eine solche Identifikation mit der beruflichen Tätigkeit nicht zu beobachten. Er befindet sich allerdings in einer Situation, in der ihm die Aufnahme einer legalen Beschäftigung lange nicht möglich war. Dennoch präsentiert er sich in der Biographie als karrierebewusster Mann, dem an Weiterbildung – dem ursprünglichen Grund für die Migration – und Aufstieg gelegen ist. Diese Karriereorientierung tritt zeitweilig hinter die Existenzsicherung der Familie zurück, der Wunsch nach bezahlter Lohnarbeit in seinem erlernten Beruf kehrt allerdings wieder, sobald der Aufenthaltsstatus der Familie gesichert ist.

Neben den inhaltlichen Unterschieden, die den Erzählungen über Beruf und Karriere der beiden innewohnen, bedeutet schon die zentrale Position, die beide dem Thema in ihrer Biographie zuweisen, eine Selbstdarstellung als Mann und insofern eine biographische Konstruktion von Männlichkeit, denn Beruf und Karriere sind männlich konnotierte Lebensbereiche³⁰. So beobachtet auch Sylka Scholz in ihrer Studie über ostdeutsche Männer, dass die Interviewpartner in ihren lebensgeschichtlichen Erzählungen „ihre biographische Identität als eine berufliche“ (Scholz i. E. 149) rekonstruieren. Aufgrund der Verknüpfung von männlicher Biographie und Identität mit Berufsarbeit, so schlussfolgert sie, rekonstruieren die Biographen durch die Fokussierung auf dieses Thema ihre Geschlechtszugehörigkeit (vgl. ebd.). Beide hier interviewten Männer verfahren ähnlich. Mustafa (re-)konstruiert Männlichkeit durch die Darstellung einer beruflichen Identität, George durch die Selbstpräsentation als karriere- und aufstiegsorientiert.

Die De-Thematisierung der Familie, also des Bereichs, der im Gegensatz zur Berufsarbeit als Reproduktionsarbeit der weibliche Sphäre zugerechnet wird, kann nach Scholz ebenfalls als „Konstruktionsmodus von Männlichkeit“ (Scholz i. E.: 150) gesehen werden. Konnte für den Bereich des Berufs und der Karriere gezeigt werden, dass beide Männer ihre biographische Erzählung an Erwerbsarbeit und Karriere orientieren, so zeigen sich in Bezug auf die (De-)Thematisierung von Familie Unterschiede:

George erwähnt seine eigene Familie zunächst gar nicht. Er erzählt von *seiner* Migration, von *seinen* Karriereplänen. Dass er zum Zeitpunkt der Migration bereits verheiratet ist und ein Kind hat, bleibt lange Zeit ungesagt. Die Familie wird erst ab dem

³⁰ Forschung, die explizit Männlichkeit zum Thema hat, ist insgesamt noch ein recht überschaubares Forschungsgebiet. Dementsprechend gibt es auch noch nicht viele biographische Studien, die sich mit Männern befassen. Dausien hat den weiblichen Biographien, die im Mittelpunkt ihrer Studie stehen, biographische Erzählungen der Ehemänner gegenüberstellt, die eine Zuordnung des Bereichs der Berufsarbeit zur männlichen Sphäre erkennen lassen (vgl. Dausien 1996: 478 ff.)

Zeitpunkt erwähnt, da aufgrund des Kriegsausbruchs in Ruanda und des anschließenden Ablaufens der Aufenthaltsgenehmigung die Sicherheit bedroht scheint. George muss nun (mehr) Verantwortung für die Familie übernehmen, er muss dafür sorgen, dass sie in Deutschland bleiben kann. George nutzt so zu Beginn der biographischen Erzählung die De-Thematisierung der Familie als „Konstruktionmodus von Männlichkeit“ (Scholz i. E.: 150), indem er sich aus diesem weiblich konnotierten Bereich heraushält. Durch die gleichzeitige Betonung von Beruf und Karriere am Anfang seiner Erzählung wird seine Biographie vergeschlechtlicht. Nach dem Eintritt der Krise (Krieg, prekärer Aufenthalt) wird die Familie jedoch zu einem, implizit präsenten, explizit allerdings eher randständigen, Thema. Dabei tauchen weder Frau noch Kinder als eigenständige Akteurinnen auf. Vielmehr unterstreicht ihre passive Präsenz die Verantwortlichkeit Georges. Die Notwendigkeit, eine Verlängerung der Aufenthaltsgenehmigung zu erkämpfen wird offensichtlicher, da nicht nur er selber betroffen ist, sondern seine ganze Familie, für die er Verantwortung trägt. Auf diese Weise konstruiert George auch durch die Erwähnung der Familie und seine Präsentation als Verantwortungsträger in Bezug auf diese seine Männlichkeit. Eine besondere Deutlichkeit erhält diese Konstruktion, da George später im Interview Verantwortung als zentrales Moment von Männlichkeit benennt (vgl. Kapitel 7.1.2; 5.2.3).

Im Gegensatz dazu ist die Familie in Mustafas biographischer Erzählung sehr zentral, bei ihm kann von einer De-Thematisierung, wie Scholz sie darstellt, nicht gesprochen werden. Bereits am Anfang strukturiert er die Erzählung anhand familiärer Daten, wenn darin auch seine Tochter zunächst nur wenig Erwähnung findet, so ist doch seine Ehefrau während der gesamten Migrationsgeschichte präsent. Nach der ersten Abschlusskoda erzählt er auf Nachfrage ausführlich von seinen Töchtern, die von da an ein zentrales Thema der Erzählung bleiben. Er präsentiert sich nicht nur beruflich – als Lehrer – sondern auch familiär eingebunden durch seine Position als Vater und Ehemann.

Während so für den ersten Teil Georges biographischer Erzählung bestätigt werden kann, was Scholz in Bezug auf ostdeutsche Männer feststellt, nämlich, dass „Männlichkeit in Erzählungen auch darüber hergestellt [wird], dass über die Familie (...) nur am Rande gesprochen wird“ (Scholz i. E. 150), so stellt Mustafa, ebenso wie George im späteren Teil seiner Erzählung, Männlichkeit auch und gerade im Sprechen über die Familie her.

Familie ist zwar „der weiblich konnotierten Reproduktionssphäre zugeordnet“ (Scholz i. E.: 150), tritt aber in verschiedenen inhaltlichen Ausprägungen in den Interviews auf und trägt auf verschiedenen Ebenen zur Konstruktion von Männlichkeit bei. So bietet die Familie als heterosexuell strukturierter Raum Gelegenheit für männliche Identifikationen als Vater oder Ehemann. Die Biographen konstruieren daher Männlichkeit nicht nur durch die zeitweise De-Thematisierung der Familie, sondern auch in der Erzählung ihrer Position innerhalb dieser: George indem er seine Familie kaum erwähnt, dafür aber seine eigene Position in Bezug auf diese als ‚typisch‘ für ruandische Männlichkeit kennzeichnet, und Mustafa, indem er sich in der biographischen Erzählung als Vater und Ehemann präsentiert. Dabei betont er zwar seine egalitäre Auffassung von Geschlecht und seine Mitarbeit im reproduktiven Bereich, dennoch bleibt seine Position in der Familie deutlich vergeschlechtlicht. Er ist, um es deutlich zu sagen, Vater, nicht Mutter – auch, wenn es, wie er betont, für ihn kein Problem ist, „bei Haushalt zu helfen“ (B: 26/2-3). Schon der Ausdruck „zu helfen“ deutet dabei jedoch an, dass es sich eigentlich um die Arbeit einer Anderen handelt, sein Part ist die „Hilfe“, nicht die hauptverantwortliche Erledigung der Aufgaben. Auch seine Fokussierung in der Erzählung auf den Bildungserfolg seiner Töchter zeigt diese vergeschlechtlichte Position: er ist zwar involviert in die Erziehung, sieht diese auch als seine Aufgabe an und macht sie zum Thema seiner biographischen Erzählung, bezieht sich aber weniger emotional-fürsorgend, als mehr funktional-versorgend auf seine Töchter.

Mustafa und George rekonstruieren in ihren Biographien Männlichkeiten, die sich zwar inhaltlich unterscheiden, in den Konstruktionsmodi (vgl. Scholz i. E.) jedoch ähneln. Beruf und Familie stellen für Beide Bereiche dar, in denen sie ihre Geschlechtszugehörigkeit konstruieren. Gerade mit der Betonung des Bereichs der Erwerbsarbeit und Karriere, der weitgehend chronologischen Organisation der Lebensgeschichte zu meist entlang der Erwerbsbiographie, entsprechen sie „dem kulturellen Muster einer männlichen (Auto-)Biographie“, welches Scholz bei ihren Interviewpartnern aus Ostdeutschland entdeckt (Scholz i. E.: 150). Darüber hinaus dient jedoch auch die Erzählung der familiären Zusammenhänge – egal wie peripher sie auch erscheinen mag – der Konstruktion von Männlichkeit. Die Konstruktion von Männlichkeit nur im Bereich der Erwerbsarbeit zu verorten und somit auch nur dort zu beobachten, birgt die Gefahr, die patriarchale Einteilung, nach der der Frau der private, häusliche Bereich zugeordnet wird und dem Mann der öffentliche Bereich der Erwerbsarbeit, unreflektiert zu

reproduzieren. Beide Interviews haben gezeigt, dass eine solche Einteilung in männliche Bereiche und weibliche Bereiche im Leben der Männer eine Rolle spielt, dass Männlichkeit aber dennoch in der Erzählung beider Bereiche (re-)konstruiert wird. Darüber hinaus verändert sich die Bedeutung dieser Einteilung im Laufe der Biographie, einschneidende Erlebnisse können, wie im Falle Mustafas zu einem (zeitlich befristeten) Tausch führen, der jedoch, und auch das hat Mustafas biographische Erzählung gezeigt, nicht zu einer grundsätzlichen Infragestellung der eigenen männlichen Vergeschlechtlichung führt. Männlichkeit ist nicht in dem einfachen Schema ‚Thematisierung der Erwerbsarbeit und De-Thematisierung von Familie‘ zu fassen. Auch die Rolle der Familie in männlichen Biographien verdient eine Untersuchung, die Konstruktionen von Männlichkeit in diesem heterosexuell, zweigeschlechtlich strukturierten Raum offen legen kann.

7.1.2 Männlich vergeschlechtlichter Habitus und hegemoniale Männlichkeit

Oben wurde gezeigt, dass Männlichkeit auch ohne in den Interviews direkt erwähnt zu werden in der biographischen Erzählung präsent ist. Die Männer konstruieren ihr Geschlecht innerhalb der Erzählung über Beruf und Karriere, über Familie und Ehe. In einem nächsten Schritt soll nun überprüft werden, ob sich die in Kapitel 2 ausführlich vorgestellten Konzepte hegemonialer Männlichkeit von Connell bzw. der männliche, vergeschlechtlichte Habitus nach Bourdieu und Meuser im Material wiederfinden lassen. Wenn das der Fall ist, so bleibt die Frage, ob sie zu weiteren Erkenntnissen und Einsichten in Bezug auf die Interviews verhelfen und so für die Fragestellung der Arbeit von Nutzen sind.

Zunächst können mit Meuser beide Männer als „habituell sicher“ (vgl. Meuser 1998) eingestuft werden, stehen sie doch ihrer Männlichkeit als einer Tatsache gegenüber, die nicht in Frage gestellt wird. Mit einer diskursiven Verhandlung des Geschlechts verlöre dieses, so Meuser, den Stellenwert des fraglos Gültigen, habituelle Verunsicherung wäre die Folge (Meuser 1998, S. 174). Auf die Problematik des Begriffs der habituellen Sicherheit ist bereits in Kapitel 2.3 ausführlich eingegangen worden. Er eignet sich nicht, um als einzige Dimension Unterschiede zwischen Männern zu fassen. Trotzdem bleibt festzuhalten, dass beide Männer sich in ihren biographischen Erzählungen als ihrer Männlichkeit sicher präsentieren, eben dadurch, dass sie sie kaum thematisieren.

Weiter bei Meuser bleibend, folgte aus der Feststellung habitueller Sicherheit, dass sich die Männer in Übereinstimmung mit dem männlichen Habitus befinden. Wie in Kapitel 2.3 erläutert, setzt dies jedoch ein Verständnis des männlichen Habitus als ‚Leitmotiv‘ voraus, welches den Begriff inkonsistent werden lässt. Besser kann mit Bourdieu anhand der biographischen Erzählungen der Männer gezeigt werden, dass ihr Habitus auf jeden Fall vergeschlechtlicht ist. Beide sind, das sollte in den vorigen Ausführungen deutlich geworden sein, eindeutig eingebunden in einen zweigeschlechtlichen sozialen Raum, den sie durch ihr Handeln reproduzieren und der auf ihr Handeln, auf ihre Selbstwahrnehmung als Mann einwirkt. Der Habitus ist dabei eben kein Leitmotiv, dem die Männer entsprechen oder nicht, sondern er ist strukturierendes Denk- und Handlungsmuster, durch das Männlichkeit (re)produziert wird.

Der Begriff des männlichen Habitus, der von Bourdieu neben dem Begriff des vergeschlechtlichten Habitus gebraucht und von Meuser aufgegriffen wird, impliziert gerade in seiner Verwendung bei Michael Meuser, der ihn deutlich als singular, klar abzugrenzen vom weiblichen Habitus definiert und dann als Leitmotiv für „habituell sicheres“ Handeln benutzt, *ein* statisches, allen Männern gemeinsames Denk- und Handlungsmuster (vgl. Kapitel 2.3; 2.4), welches sich in den Biographien jedoch so nicht finden lässt. Stattdessen zeigen sich in den inhaltlichen Ausprägungen der Vergeschlechtlichung des Habitus große Unterschiede. Zwar zeigen sich beide Männer an ähnlichen Konstruktionsmodi orientiert, füllen diese jedoch auf unterschiedliche Weise aus. Während Mustafa sich an egalitären Vorstellungen von Geschlecht und stark an seiner Familie orientiert darstellt, vertritt George die Auffassung klar voneinander getrennter Aufgabenbereiche der Geschlechter.

Ich möchte statt des Begriffs des männlichen Habitus hier den Begriff des ‚männlich vergeschlechtlichten Habitus‘ vorschlagen, mit dem sich das empirisch Beobachtete besser beschreiben lässt. Im Gegensatz zum ‚männlichen Habitus‘ drückt er zwar auch eine Gebundenheit des Habitus an und eine Beeinflussung durch das angeblich vordiskursive, naturalisierte Geschlecht aus, impliziert aber nicht wie jener die ahistorische, übersoziale Determinierung des einen durch das andere. An den hier analysierten Biographien wird deutlich, dass sich in den Lebensläufen von Männern große Unterschiede zeigen, dass sie mit biographischen Situationen verschieden umgehen. Sie leben nicht *einen* eindeutigen männlichen Habitus, der im Gegensatz zu *einem* weiblichen klar zu definieren wäre und dem bestimmte Handlungs- und Denkweisen klar zuzuordnen wären. Der Begriff des männlichen Habitus, besonders in

der Verwendungsweise Meusers als Leitmotiv, kann den Unterschieden zwischen Männern, den verschiedenen Arten und Weisen der Konstruktion von Männlichkeit und den verschiedenen inhaltlichen Formen der Vergeschlechtlichung von Biographien nicht gerecht werden.

Männlich vergeschlechtlicht ist der Habitus aber insofern, dass der Habitus der Männer durch den zweigeschlechtlichen sozialen Raum produziert wird, der seinerseits über habitualisierte Handlungen der Männer reproduziert und strukturiert wird. Innerhalb diesen Raumes rechnen die Männer sich eindeutig der männlichen Sphäre zu und werden auch von der Umwelt dort eingeordnet. Ihr vergeschlechtlichtes Handeln, Denken und Wahrnehmen korrespondiert mit dieser männlichen Sphäre, auch wenn es sich nicht um ein Handeln, Denken und Wahrnehmen handelt, das deutlich männlich konnotiert ist.

So zeigt sich in Georges Fall, dass die Übernahme familiärer Verantwortung Teil eines männlich vergeschlechtlichten Habitus ist. In seinen Ausführungen am Ende des Interviews gibt er einen Einblick darein, was für ihn zum Mann-Sein in Ruanda (A: 23/35ff) gehört. Der familiäre Bereich wird hierbei von ihm direkt erwähnt. In diesen Aussagen wird jedoch auch der Unterschied der familiären Aufgaben von Männern und Frauen deutlich: Während dem Mann der öffentliche Raum zugeordnet ist, ist die Frau für das Private zuständig. Diese Einteilung korrespondiert mit Bourdieus Einteilung symbolischer Sphären (vgl. Bourdieu 1997a; Kapitel 2.2). Gerade diese familiäre Konstruktion von Männlichkeit zeigt die Beharrungskräfte des vergeschlechtlichten Habitus (vgl. Bourdieu 1997a, und Kapitel 2.2). So bleibt Mustafa in seiner biographischen Selbstdarstellung ganz eindeutig männlich, trotz der teilweisen und zeitweise sogar hauptsächlichen Übernahme von reproduktiver Arbeit. Sein Habitus, also seine Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster, die in seiner Biographie in Form biographischer Selbstpräsentationen und Deutungsmuster zutage treten, bleibt männlich vergeschlechtlicht. Mustafa rechnet sich weiterhin der männlichen (symbolischen) Sphäre zu und konstruiert sich im Gegensatz zu Frauen. Männlichkeit bleibt eine fraglose Gegebenheit, die Naturalisierung des Geschlechts bleibt bestehen.

Der Begriff des männlich vergeschlechtlichten Habitus ermöglicht also, die Vergeschlechtlichung der Biographien der Männer zu fassen und auf die Allgegenwart des Geschlechts, die Inkorporation geschlechtlichen Handelns, Denkens und Wahrnehmens hinzuweisen. Einen Ansatzpunkt für eine Analyse der Konstruktion von Geschlecht unter der besonderen Bedingung von Migration und im Spannungsfeld der in

Kapitel 3 dargestellten Umgangsweisen mit Kultur und Ethnisierungen bietet er jedoch von sich aus nicht, da er nur auf die Vermittlung eines Differenzverhältnisses ausgelegt ist: das zwischen Männern und Frauen.

Eine Einordnung beider Männer in Connells Gefüge von Relationen unter Männern scheint zunächst denkbar einfach, da Connell selbst für „die Beziehungen zwischen Männern dominanter und untergeordneter Klassen oder ethnischer Gruppen“ den Begriff der Marginalisierung vorsieht (Connell 2000: 102). Schon in Kapitel 2.1 wurde befürchtet, dass die Subsummierung der großen Gruppe von Männern, die nach dieser Definition marginalisierte Männlichkeiten darstellen, die Heterogenität innerhalb dieser Gruppe nicht sichtbar machen kann. Darüber hinaus kann die alleinige Betonung von Marginalisierung dem Leben und Erleben von Männlichkeit der Biographen nicht gerecht werden. Zwar spielt Marginalisierung in den Biographien beider Männer eine Rolle, Erfahrungen von Marginalisierung sind in den Biographien aber nicht in der Form dominierend, dass es gerechtfertigt schiene, die Qualität von Männlichkeit allein an ihnen festzumachen.

Es finden sich dagegen weitere Relationen, wenn die Biographien unter der Frage betrachtet werden, wie die befragten Männer sich zu anderen Männlichkeiten in Beziehung setzen.

So können Georges Ausführungen über Männlichkeit in Ruanda als Darstellung eines Bildes hegemonialer Männlichkeit gelesen werden. Die ruandische Männlichkeit, die er beschreibt, stellt er als dominant Frauen gegenüber dar, demzufolge gewährleistet sie die „Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen“ (Connell 2000: 98), nach Connell konstitutives Merkmal hegemonialer Männlichkeit (vgl. Kapitel 2.1). Werden die Angaben, die George über Männlichkeit in Ruanda macht, auf sein Interview rückbezogen, so zeigen sich Übereinstimmungen, besonders was den Bereich der Verantwortungsübernahme angeht. Gehen wir davon aus, dass es sich bei seiner Darstellung ruandischer Männlichkeit um eine hegemoniale Form von Männlichkeit handelt, so zeigt sich George an dieser orientiert, er entspricht ihr jedoch nicht völlig. Von der patriarchalen Dividende profitiert er als Mann dennoch. Insofern wäre George in Connells Schema der „komplizenhaften Männlichkeit“ zuzuordnen (vgl. Connell 2000: 100f.).

Mustafa entwirft in seinem Interview über Umwege ein Bild hegemonialer Männlichkeit, indem er den ‚ungebildeten türkischen Männern vom Land‘ bestimmte

Männlichkeitsvorstellungen zurechnet, von denen er sich deutlich distanziert. Diese marginalisierte Gruppe kann keine hegemoniale Männlichkeit verkörpern, Mustafa befindet sich, als gebildeter Stadtmensch, dieser Gruppe gegenüber in einer hegemonialen Position. Auch seine Vorstellung von Geschlecht, sein Leben von Männlichkeit ist demgegenüber hegemonial.

Wird hegemoniale Männlichkeit mit Scholz verstanden als „Modus der sozialen Produktion von Männlichkeit“ (Scholz i. E.: 40), so lässt sich anhand der obigen Ausführungen zur Konstruktion von Männlichkeit anhand von Familie und Beruf eine Orientierung beider Männer an hegemonialer Männlichkeit ausmachen. Beide wählen in ihrer biographischen Selbstpräsentation Mittel und Wege der Konstruktion von Männlichkeit, die dem hegemonialen Konstruktionsmodus weitgehend entsprechen oder eine Orientierung an diesem zeigen: Sie konstruieren sich über ihre männlich vergeschlechtlichten Positionen innerhalb von Familie und Beruf.

Connell hat durch seine Männlichkeitsrelationen angeregt, Männlichkeit nicht nur im Gegensatz zu Weiblichkeit zu betrachten, sondern die Beziehungen unter Männern zu beachten. Was er nicht ausgeführt hat, sind die Beziehungen der Strukturkategorie Geschlecht zu anderen gesellschaftlichen Strukturkategorien. Gerade diese Beziehungen stellen das Forschungsinteresse der vorliegenden Studie dar. An dieser Stelle konnte gezeigt werden, dass die Relation der Marginalisierung nicht ausreichend ist, die Konstruktion von Männlichkeit ‚marginalisierter Gruppen‘ zu fassen, weil das Erleben von Marginalisierung nicht unbedingt die dominante und auf jeden Fall nicht die einzige Dimension in der biographischen Selbstpräsentation ist. So muss die Männlichkeit der interviewten Männer auch in Relationen von Hegemonie und Komplizenschaft gesehen werden, die jedoch nicht den Blick eröffnen auf die Überschneidungen von Geschlecht mit anderen Kategorien.

Die Ausführungen haben gezeigt, dass sich mit den formalen Theorien des vergeschlechtlichten Habitus und hegemonialer Männlichkeit Aussagen treffen lassen über die Konstruktion von Männlichkeit in der Lebensgeschichte (vergeschlechtlichter Habitus), sowie auch über die Positionierung der Männer innerhalb relationaler Beziehungen von Unterordnung und Hegemonie, Komplizenschaft und Marginalisierung und ihrer Orientierung an hegemonialen Konstruktionsmodi. Wie erwartet, bietet sich eine Behandlung der Frage nach der Konstruktion von Männlichkeit unter der Bedingung von Migration mit beiden Theorien (allein) nicht an. Sie bieten keinen

Ansatzpunkt, bzw. im Falle Connells keinen ausreichenden Ansatzpunkt, die Schnittstelle – mindestens – zweier Differenzen zu betrachten. Um sich, gemäß dem Forschungsvorhaben, dieser Frage zu nähern, wird im nächsten Schritt zunächst nach der Bedeutung von Migration in den Biographien gefragt, um in Kapitel 7.3 den Schnittpunkten beider Dimensionen Aufmerksamkeit zu widmen.

7.2 Die ethnisierte Biographie: Migration als Querschnittsdimension

Die biographische Erzählung beider Männer – das ist in den obigen Ausführungen deutlich geworden – ist vergeschlechtlicht. Auch wenn sie Geschlecht nicht explizit benennen, so ist es doch ein wichtiges, zentrales Thema der Erzählung, es wird in den Erzählungen über Familie und Beruf konstruiert und rekonstruiert. Im Gegensatz zum Geschlecht wird das zweite Thema, an dem von Seiten der Forscherin explizit Interesse bekundet wurde, von den Männern sofort aufgegriffen: Beide erzählen ausführlich von ihrer Migration, den Motiven, der Vorgeschichte und den Folgen. Im Gegensatz zum Thema Männlichkeit scheint es ihnen leichter zu fallen, die Migration und ihre Folgen zu kommunizieren. Das Migrant-Sein hat nicht den Stellenwert einer natürlichen Tatsache, es ist im Unterschied zum Mann-Sein an eine Handlung – die der Migration – gebunden und kann so leichter Gegenstand von Kommunikation und Reflexion sein.

Beide Männer reflektieren und kommunizieren ihr Migrant-Sein, indem sie beschreiben, *wie* sie zu Migranten, zu nicht-deutschen Männern wurden und indem sie ihr subjektives Erleben dieses Status thematisieren. So beschreiben sie die Reaktionen der Außenwelt, Erfahrungen mit Diskriminierungen, Rassismus und Sprachbarrieren. Männlichkeit als biologische Tatsache kann von ihnen nicht auf diese Weise kommuniziert und diskursiviert werden. Darüber hinaus scheinen beide Männer mit dem Erzählen ihrer Migrationsgeschichte vertraut zu sein. Sie erzählen mit der Geschichte und Vorgeschichte ihrer Migration auch eine Legitimationsgeschichte, was den Schluss nahe legt, dass sie es gewohnt sind, nach der Begründung für ihr Hier-Sein gefragt zu werden. Das erklärt auch, weshalb beide auf die Frage nach ihrer Lebensgeschichte vor allem ihre Migrationsgeschichte erzählen. Schon hierin liegt eine Ethnisierung durch die Aufnahmegesellschaft: Beide Männer werden von außen als ‚nicht-Deutsche‘ identifiziert und müssen sich legitimieren. Sie reproduzieren diese Zuschreibung durch das Erzählen ihrer *Migrationsgeschichte*, mitsamt Begründung und so der Legitimation der Migration.

George und Mustafa erzählen ihre Lebensgeschichte aus der Position des nicht-deutschen-Mannes, der einer Angehörigen der deutschen Mehrheitsgesellschaft gegenüber sitzt. Migration und Fragen von Zugehörigkeit bestimmen ihre Erzählung. Die Anmoderation der Einstiegsfrage, die Erklärung des Forschungsvorhabens forcierte eine solche Fokussierung auf die Migration, indem das Interesse an ‚nicht-deutschen Männern‘ betont wurde. Die Allgegenwart des Themas in den Biographien lässt sich jedoch nicht nur mit der Einführung erklären³¹. Die Strukturierung der Lebensgeschichten anhand der Migration, die Umformulierung der Einstiegsfrage bei Mustafa bzw. die offensichtliche Unzufriedenheit Georges, als die Interviewerin ihn von seinem ursprünglichen Vorhaben, die Geschichte der Migration zu erzählen, abbringt – dies alles deutet auf Ethnisierungs- und Kulturalisierungsprozesse hin, die die Biographen durchlebt haben, seit sie in Deutschland sind und die dazu geführt haben, dass sie in Interaktion mit Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft wie selbstverständlich die Position des ‚Anderen‘ einnehmen, ihre Migration erklären und rechtfertigen³².

Vor allem Mustafa ist sich dabei seines zugeschriebenen Status als ‚ethnisch und kulturell anders‘ bewusst und greift diesen Diskurs durch die Reproduktion in seiner Lebensgeschichte auf. Er begründet ausführlich seine Migration, erzählt die Geschichte der ersten Zeit in Deutschland aus der Perspektive der Aufnahmegesellschaft (vgl. Gültekin 2003; Kapitel 6.2.1) und greift in seiner Erzählung häufig auf stereotype Bilder von Türken zurück. Dabei rechnet er sich mal der Gruppe der Türken zu, mal distanziert er sich ausdrücklich. Er befindet sich damit in einer „Dynamik zwischen Aneignung und Ablehnung einer ‚ethnisierten Identität‘“ (Gutiérrez Rodríguez 1999: 172), die sich für ihn in seiner Existenz als ‚Brücke‘ manifestiert. Von dieser Position aus kann er sich zu den ethnisierenden und kulturalisierenden Stereotypen verhalten, indem er sie einerseits reproduziert, andererseits aber weitere Differenzlinien, wie den Stadt-Land Gegensatz und Bildung einführt, die es ihm möglich machen, sich selbst auszunehmen.

³¹ In der eigentlichen Erzählaufforderung wurde die Frage nach Migration und Männlichkeit nicht thematisiert, lediglich in der Erklärung des Forschungsvorhabens (vgl. Kapitel 4.2.1).

³² In der in die Interviews einführenden Erklärung wird durch die Erklärung des Forschungsinteresses an „Lebensgeschichten nicht-deutscher Männer“ bzw. „Männern, die nach Deutschland migriert sind“ an eine solche Ethnisierung angeknüpft und diese wiederholt. Paul Mecheril problematisiert die „Wiederholung alienisierender Zuschreibungen durch qualitative Forschung“ (Mecheril/Scherschel/Schrödter 2003: 93) und plädiert für einen „differenzsensiblen Umgang“ (ebd: 109), der sich dieser Wiederholung bewusst ist und sie reflektiert. Er weist ebenfalls darauf hin, dass solche Wiederholungen von Zuschreibungen unvermeidbar sind, wenn Differenzen erforscht werden sollen. Dieses Dilemma prägte auch die Überlegungen der Forscherin bezüglich des Einstiegs ins Interview (vgl. Kapitel 4.2.1).

Auch die Doppelperspektivität seiner Erzählung deutet auf eine Auseinandersetzung mit der Mehrheitsgesellschaft und seiner Beziehung zu dieser hin. So erzählt Mustafa seine Geschichte einmal aus der Sicht der Einwanderungsgesellschaft als eine ‚typische Migrationsgeschichte‘ türkischer ‚ausländischer Arbeitskräfte‘ mit dem ‚Happy-End‘ einer geglückten Integration, später jedoch die inhaltlich gleiche Geschichte noch einmal aus einer Perspektive, die Probleme und Schwierigkeiten in den Vordergrund stellt und den Aufstieg und das Hocharbeiten betont. Auch in dieser zweiten Erzählung spielt dabei die Perspektive der Mehrheitsgesellschaft eine Rolle, diese wird jedoch nicht einfach wiedergegeben, sondern in seiner Wirkung auf ihn selber reflektiert (vgl. Gültekin 2003; 2002; auch Kapitel 6.2.1)

Bei George ist diese Dynamik weniger deutlich. Seine biographische Erzählung weist eine deutliche Zweiteilung auf (vgl. Kapitel 5), die allerdings primär auf die spezielle Einstiegssituation und Erzählaufforderung zurückzuführen ist. Auch dieser Zweiteilung wohnt jedoch eine Doppelperspektivität inne. So erzählt George zunächst seine ‚Lebensgeschichte‘, ohne den Fokus auf seine Migration, sein ‚Migrant-Sein‘ zu richten. Diese Geschichte handelt er sehr kurz und wenig ausführlich ab. Seine ‚Migrationgeschichte‘, den zweiten Teil der Erzählung, erzählt er ausführlicher. Hier ist der Erzählfokus auf die Migration, aber auch auf Vorbereitung und Motivationen gerichtet und schließt die Geschichte bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt ein. Auch die Lebensgeschichte erzählt George bis in die Gegenwart, es gibt also inhaltliche Überschneidungen zwischen dem ersten und dem zweiten Teil der Erzählung. Die Doppelperspektivität ist bei George weniger ausgeprägt, er erzählt nicht wie Mustafa die inhaltlich gleiche Geschichte ein zweites Mal mit anderer Bewertung und anderen Akzentsetzungen. Bei George ist die Einnahme der Perspektive der Aufnahmegesellschaft nicht so deutlich zu beobachten wie bei Mustafa, sie deutet sich aber an, insofern er sich in seiner Migrationserzählung als Antragssteller, als ausländischer Student, als Schwarzer darstellt. Dies sind Beschreibungen, durch die er sich in Relation zu und aus der Perspektive der Mehrheitsgesellschaft beschreibt.

Eine Erklärung dafür, dass die Doppelperspektivität in Georges Biographie weniger deutlich ist als in Mustafas, liegt in seiner gegenwärtigen Situation begründet. Er befindet sich noch im Migrationsprozess, ist zwar seit zehn Jahren in Deutschland, aber noch nicht lange als Migrant mit der Absicht länger zu bleiben. Vor seiner Entscheidung, in Deutschland zu bleiben, war er ausländischer Student, sein Aufenthalt schien klar begrenzt und zweckgebunden. Fragen von Zugehörigkeit wie bei Mustafa

schlossen sich daran nicht an. Auch jetzt, da der Aufenthalt zunächst gesichert ist, steht für ihn weiterhin zur Disposition, dass es sich um einen vorläufigen Aufenthalt handelt. Damit einhergehend sind für ihn Fragen der Zugehörigkeit nicht so zentral wie für Mustafa, auch das Einnehmen der Perspektive der Mehrheitsgesellschaft liegt ihm nicht so nahe, da er ist noch nicht so lange und intensiv mit dieser konfrontiert ist. Mustafa blickt auf eine intensive und immer noch andauernde Auseinandersetzung mit der Mehrheitsgesellschaft und vor allem mit seiner Position darin zurück. George ist in diese Auseinandersetzung (noch) nicht eingetreten, es ist jedoch möglich, dass er das noch tun wird, wenn er sich dauerhaft in Deutschland niederlässt. Zum jetzigen Zeitpunkt hat er zwar vorübergehende Rechtssicherheit den Aufenthalt in Deutschland betreffend, da sein Status als Flüchtling anerkannt ist, er sieht seinen Lebensmittelpunkt und seine Perspektive aber (noch) nicht in Deutschland. Er ist mobiler als Mustafa, der die Entscheidung, in Deutschland zu bleiben und ‚zu Hause‘ zu sein durch den Kauf eines Hauses und die Annahme der deutschen Staatsbürgerschaft unterstreicht. George hingegen betont seine Bereitschaft, aus karriere-technischen Gründen in ein anderes Land zu gehen.

Georges Ethnisierung durch die Mehrheitsgesellschaft kommt auch zum Ausdruck, wenn er ohne Nachfrage oder äußere Anregung auf rassistische Diskriminierung zu sprechen kommt. Er thematisiert diese nicht auf der Basis eigenen Erlebens, sondern als allgemeines Thema. Obwohl er nicht von eigenen Erfahrungen rassistischer Diskriminierung erzählt, macht er so die Gegenwart des Themas deutlich. Er weiß, dass er als ‚Schwarzer‘ wahrgenommen wird, wenn er allgemein von der Diskriminierung Schwarzer spricht.

In der Erzählung beider Männer spielt die Migration eine wichtige Rolle, die Bewertung und Einbettung dieser in die biographische Erzählung erweist sich jedoch als sehr unterschiedlich. Damit bestätigen sie die These Breckners, „dass sich die Bedeutung der Migration erst im Kontext vorhergehender und nachfolgender Ereignis- und Erfahrungszusammenhänge konstituiert und mit deren Veränderungen interagiert“ (Breckner 2003: 31). Schon die Analysen der Interviews (5.2; 6.2) haben gezeigt, dass das Thema der Migration beide Biographien als Querschnittsdimension durchzieht. Die Migration beeinflusst das Leben und Erleben der Biographen, sie werden in ihrem Verlauf mit institutioneller Diskriminierung (Gomolla/Radtke 2002: 14ff.), Rassismus, ethnisierenden und kulturalisierenden Zuschreibungen konfrontiert. Der ‚Tatbestand‘ der Migration verbaut ihnen Chancen und eröffnet andere, er erfordert bestimmte Ent-

scheidungen und Reaktionen. Jedes von den Männern angesprochene Themenfeld wird organisiert und beeinflusst durch die Migration oder sich anschließende Erfahrungen von Zugehörigkeit und Ausgrenzung. Sowohl im Hinblick auf den Beruf, als auch auf die Familie hat die Migration Situationen verändert oder herbeigeführt und Entscheidungen nötig gemacht. Sie stellt weder nur ein Problem, noch nur eine Chance dar, doch sie ist in beiden Fällen ein wichtiges Ereignis, das großen Einfluss auf die Selbstpräsentation der Männer nimmt.

Ein wie in Kapitel 3.3 beschriebenes Verständnis von Migration als einer „räumliche[n] Verlagerung des Lebensschwerpunktes über eine größere Distanz, die ein Verlassen des sozialen Aktionsraumes zur Folge hat“ (Wenning 1996: 13) kann den Blick auf sich aus einer Migration ergebende Veränderungen öffnen. Für die These des konflikthaften Aufeinandertreffens von Kulturen, die aus einem statischen, deterministischen Kulturbegriff folgt (vgl. Kapitel 3), finden sich in den Interviews keine Hinweise. Obwohl vor allem Mustafa in seinen ‚Expertenerzählungen‘, aber auch George in der Erklärung über ruandische Männlichkeit, immer wieder auf die Erläuterung von Kulturdifferenzen zurückgreift, bleibt dies auf der Ebene oberflächlicher Schilderung über Andere. Auf der Ebene der Erzählung eigener Erfahrung werden solche Erlebnisse nicht präsentiert. Die Männer nehmen so Bezug auf den Diskurs kultureller Verschiedenheit, nehmen ihn für sich und die biographische Organisation eigener Erfahrungen jedoch nicht unverändert und unkommentiert an.

Mustafa und George erzählen beide aus einer Position, die ethnisiert und kulturalisiert ist. Sie werden von der Mehrheitsgesellschaft als ‚ethnisch‘ ebenso wie als ‚kulturell anders‘ und determiniert wahrgenommen. Sie reproduzieren dies, da sie sich in der Erzählung einerseits affirmativ zu den Zuschreibungen verhalten, indem sie sie wiederholen, sich andererseits aber wieder von ihnen distanzieren. Insofern ist ihre lebensgeschichtliche Erzählung ebenso sehr ethnisiert und kulturalisiert, wie sie vergeschlechtlicht ist.

7.3 Männlichkeit(en) in der Migration – das ethnisierte Geschlecht?

Für beide hier vorgestellten Biographien wurde sowohl gezeigt, dass die Konstruktion von Geschlecht in Form von Positionierungen und Selbstdarstellungen in verschiedenen Bereichen in der gesamten Biographie enthalten ist, als auch dass Migration die Biographien als Querschnittsdimension durchzieht und zu Ethnisierungs- und

Kulturalisierungsprozessen führt. Die Forschungsfrage der vorliegenden Arbeit zielt auf Migration und Geschlecht und damit auch auf den Bereich der Überschneidungen beider Dimensionen. Prozesse von Kulturalisierungen und Ethnisierungen müssen dabei im Zusammenhang mit der Konstruktion von Männlichkeit betrachtet werden, ihr Einwirken auf diese gilt es zu untersuchen. Anhand der Ergebnisse der empirischen Untersuchung soll im Folgenden eben jene Vermittlung beider Dimensionen angestrebt werden. Dazu werden zunächst die Situationen in den Blick genommen, in denen Migration und Männlichkeitskonstruktionen direkt aufeinandertreffen. Dabei ist zu fragen, wie sich Konstruktionen und Präsentationen von Männlichkeit unter der Einwirkung von Migration verändern.

In einem nächsten Schritt soll die Beeinflussung der biographischen Konstruktion von Männlichkeit durch Zuschreibungen und ihre Reproduktion in den biographischen Erzählungen verdeutlicht werden, indem gezeigt wird, dass Konstruktion und Rekonstruktion von Männlichkeit im Sprechen der Männer an das Sprechen über Ethnizität und Kultur gebunden ist.

7.3.1 Biographische Konstruktionen von Männlichkeit in der Migration

In den Biographien beider Männer gibt es Situationen, in denen Geschlecht und Migration oder Geschlecht und Ethnisierungsprozesse aufeinandertreffen und ineinanderwirken. Oben wurde dargestellt, wie die Männer in den Erzählungen über Beruf/Karriere und Familie ihre Männlichkeit konstruieren. In diesen Darstellungen wurden sowohl männlich vergeschlechtlichte Habitualisierungen, als auch eine gewisse Orientierung an hegemonialen Männlichkeiten und ein in-Beziehung-setzen dazu, sowie hegemoniale Konstruktionsmodi von Männlichkeit deutlich. Diese sind allerdings nicht statisch und unveränderlich während der gesamten Erzählung, sondern sie sind beeinflusst durch die Migration und ihre Folgen.

So ist in Mustafas Erzählung der Migration, der Ankunft in Deutschland, der prekären Arbeitsverhältnisse bis hin zur Anstellung als Lehrer, die Dimension der Emanzipation von seiner Frau enthalten (vgl. 7.1.1). Nachdem er sich, in Folge der großen Trauer um seinen Sohn, als zeitweise gelähmt und antriebslos darstellt, folgt er seiner Frau nach Deutschland, wo zunächst nur sie eine Arbeitserlaubnis hat. Mit der Anerkennung seiner – zunächst illegalisierten – Arbeit wächst seine Eigenständigkeit, in der biographischen Erzählung ausgedrückt durch eine stärkere Betonung seiner eigenen

Person und die Darstellung seiner selbst als aktiv handelnd. Während der Migration selber, auch schon während der Vorbereitungen in der Türkei, verließ sich Mustafa sehr stark auf seine Frau. Seine Selbstdarstellung entspricht darin nicht der typischen Praxis eines männlich vergeschlechtlichten Habitus, dennoch lässt sie sich über die biographische Erzählung in einen solchen integrieren. Mustafas Darstellung seiner selbst als verunsichert, abhängig und gelähmt muss vor dem Hintergrund des Todes des Sohnes gesehen werden. Die Migration verschärft zunächst die aus dieser Situation resultierende Dominanz seiner Frau, seine emotionale und soziale Abhängigkeit, indem ihr eine ökonomische hinzugefügt wird. In der Migration bietet sich Mustafa aber auch die Gelegenheit, sich – vor allem über den Weg der Lohnarbeit – zu ‚emanzipieren‘.

Auch in Georges Biographie verändert sich im Prozess der Migration die Darstellung und Bestimmung von Männlichkeit. Die prekäre Lage nach Ablauf seiner Aufenthaltsgenehmigung als Student und der kurz vorher begonnene Krieg in Ruanda lassen George seine Familie zum ersten Mal in der Biographie erwähnen. In diesem Moment wird für ihn die Migration zu einem längerfristigen Vorhaben, die Rückkehr nach Ruanda ist für ihn verbaut, er ist gezwungen, um den Aufenthalt in Deutschland zu kämpfen. Von diesem Zeitpunkt an steht ‚Verantwortung‘ als leitendes Handlungsprinzip in der Erzählung zentral. In dieser Dimension der Verantwortungsübernahme für seine Familie entspricht er dem Bild, das er von ‚Männern in Ruanda‘ zeichnet.

Die biographische Konstruktion beider Männer verändert sich so im Verlauf der Interviews. Sie wird durch die persönliche Erfahrung der Migration und durch die damit einhergehenden, sich verändernden strukturellen Bedingungen beeinflusst. Der Prozess der Migration kann dabei nicht getrennt von den individuellen Motivationen und Bedingungen gesehen werden. Soweit kann zunächst festgehalten werden, dass eine Migration und die darauf folgenden, spezifischen, aber auch individuell unterschiedlichen Situationen auf die Konstruktion von Geschlecht einwirken – allerdings in unterschiedlicher Weise, die von den Biographen unterschiedlich angeeignet und verarbeitet wird. So wird Mustafas Abhängigkeit von seiner Frau zunächst durch die Situation in der Anfangszeit der Migration bestärkt, George hingegen nähert sich in der schwierigen Situation durch die Übernahme von Verantwortung seinem Bild hegemonialer Männlichkeit an.

7.3.2 *Das ethnisierte Geschlecht*

In Folge ihrer Migration werden die Männer mit Ethnisierungen und Kulturalisierungen konfrontiert, zu denen sie sich verhalten und in Beziehung setzen. In den Biographien findet auf verschiedenen Ebenen ein Zusammenwirken von Geschlecht und Ethnizität, bzw. Prozessen ethnisch-kultureller Zuschreibungen statt.

So erzählen die Männer implizit und explizit von Ethnisierungen, mit denen sie selber (nicht nur) in Hinblick auf ihr Geschlecht konfrontiert werden und wurden. Das Sprechen über erlebte Ethnisierungen manifestiert sich in Bezug auf Geschlecht, wenn sich die Männer auf stereotype Bilder von ‚fremder‘ Männlichkeiten beziehen, sich davon abgrenzen oder Zuschreibungen annehmen. Dies zeigt, dass sie den Bezug auf ‚fremde‘ Männlichkeit gegenüber Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft soweit internalisiert haben, dass sie ihn zum Teil ihrer biographischen Erzählung machen. Die Männer weisen in ihrer biographischen Erzählung auf die Erfahrung von Geschlechtsethnisierung hin, indem sie Aussagen des Diskurses ‚kulturell verschiedener Männlichkeiten‘ aufgreifen und sich zu ihnen in Beziehung setzen. So bezeugt ihre biographische Erzählung sowohl die Existenz des Diskurses ‚kulturell verschiedener Männlichkeiten‘, als auch seine Relevanz für ihre biographische Selbstpräsentation.

Der Rückgriff auf diesen Diskurs ist für die Männer nötig, um ihre eigene Männlichkeit zu kommunizieren. Sowohl George als auch Mustafa reproduzieren ethnisierte Vorstellungen von Geschlecht in ihren Ausführungen dadurch, dass sie sich zu diesen in Beziehung setzen und in ihnen eine Möglichkeit finden, über Männlichkeit zu sprechen.

George bezieht sich auf eine Vorstellung ethnisch-kulturell bestimmter Männlichkeiten, indem er auf die Frage nach Männlichkeit mit einer Erklärung über ‚Mann-Sein‘ in Ruanda aufwartet. Biologisches Mann-Sein bedarf für ihn keiner Erläuterungen, die inhaltlichen Bestimmungen *ruandischer* Männlichkeit erklärt er der Außenstehenden jedoch bereitwillig. George bleibt in seinen Ausführungen zu ruandischen Männern allgemein und abstrakt, er erzählt nicht über seine persönlichen Erfahrungen. Trotzdem handelt es sich um die Antwort auf die Frage: „Was bedeutet Mann sein für Sie“. Der Zugang zur eigenen Männlichkeit ist für ihn über Aussagen zu ‚ruandischer Männlichkeit‘ möglich. Bei der Analyse dieser Aussagen in Bezug auf das Interview fallen Parallelen zwischen dem, was er als typisch für ruandische Männlichkeit definiert und Inhalten seiner Biographie auf (vgl. Kapitel 5.2.3; 7.1.2).

Auch Mustafa beschreibt seine Männlichkeit, indem er sie zu einer ethnisch-kulturell bestimmten ‚anderen‘ in Beziehung setzt. Im Gegensatz zu George distanziert er sich jedoch von dieser von ihm beschriebenen ‚türkischen‘ Männlichkeit. Auch er greift damit auf eine ethnisierte Vorstellung von Geschlecht zurück, mit der er sich konfrontiert sieht, was wiederum eine eindeutige Distanzierung und die erklärende Einführung weiterer Differenzlinien (Bildung, Stadt-Land) seinerseits nötig macht.

Der Bezug auf die Zuschreibung ethnischer, kultureller, nationaler Zugehörigkeit und daraus folgender Besonderheiten ist so das Vehikel, über das Männlichkeit von den Biographen (ausschließlich) kommuniziert werden kann. Männlichkeit wird erst sichtbar in Verbindung mit Ethnizität. Das In-Beziehung-setzen zu den Aussagen des Diskurses ‚kulturell verschiedener Männlichkeiten‘ stellt für die Männer die einzige Art und Weise dar, in der sie, über Umwege, die eigene Männlichkeit thematisieren (können). Sie präsentieren sich selbst dabei innerhalb Deutschlands und einer Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft gegenüber zunächst als ‚fremd‘, indem sie den Bezug auf ‚kulturell verschiedene Männlichkeiten‘ herstellen. Dieser Bezug auf ‚Fremdheit‘ eröffnet für sie – zumindest mir gegenüber – den Zugang zur Erzählung ihrer Männlichkeit, und zwar über Erklärungen dieser ‚fremden‘, ‚anderen‘ Männlichkeit. Dabei relativieren sie jedoch die Präsentation der eigenen Fremdheit, die sie zunächst herstellten über den Bezug auf ‚fremde‘ Männlichkeiten, indem sie sich von dem entworfenen Bild ‚fremder Männlichkeiten‘ distanzieren, oder es zumindest modifizieren.

So eröffnet die Ethnisierung des Geschlechts den Männern die Möglichkeit, über Männlichkeit zu sprechen, die bis dahin für sie ‚kein Thema‘ war. Gutiérrez Rodríguez spricht im Hinblick auf die Frauen in ihrer Forschung von einer „zweiten Vergeschlechtlichung“ (1999: 251), die diese im Prozess der Ethnisierung erfahren. Sie werden, nachdem sie bereits im Laufe ihres Lebens zum vergeschlechtlichten Subjekt, nämlich zur Frau gemacht werden, ein zweites Mal vergeschlechtlicht und so zur *fremden Frau* gemacht. Den Männern vorliegender Arbeit kommt ihre Vergeschlechtlichung erst im Zusammenhang mit der Ethnisierung des Geschlechts zu Bewusstsein. Anders als Frauen, die bereits den Prozess der ersten Vergeschlechtlichung thematisieren, für die ihr Frau-Sein mitsamt seinen Folgen und Konsequenzen Thema ist (vgl. z.B. Dausien 1996, Gutiérrez Rodríguez 1999), reflektieren die Männer den Prozess der ersten Vergeschlechtlichung nicht. Mann-Sein

hat innerhalb patriarchal strukturierter Gesellschaften nicht die gleichen mitunter schwerwiegenden biographischen Konsequenzen wie Frau-Sein. Männer sind daher nicht auf die Weise wie Frauen gezwungen, sich mit ihrer vergeschlechtlichten Existenz auseinander zu setzen. Der Prozess der ersten Vergeschlechtlichung hat aber selbstverständlich bei ihnen auch stattgefunden – nicht zuletzt wird das gezeigt durch ihre deutliche Positionierung als Mann in ihrer biographischen Erzählung und ihren vergeschlechtlichten Habitus (vgl. 7.1). Dieser Prozess war nicht ethnisiert. Die Ethnisierung des Geschlechts erfahren die Männer erst in der Migration und durch die folgenden Zuschreibungen. Vergeschlechtlichung und Ethnisierung sind insofern chronologisch aufeinanderfolgende Prozesse, da eine Vergeschlechtlichung, die im Interview nur implizit vorkommt, bereits *vor* der Ethnisierung stattgefunden hat. Gutiérrez Rodríguez spricht dabei von einem „ethnisierten Geschlecht“ im Gegensatz zur „Geschlechtsethnisierung“ der in der Deutschland aufgewachsenen Frauen mit Migrationshintergrund (vgl. 1999: 250 ff.).

Mit der Ethnisierung verliert Männlichkeit ihre ‚Normalität‘, der ethnisierte Mann entspricht nicht der gesellschaftlichen Normerwartung – aufgrund der *Ethnisierung* seines Geschlechts. Er wird zum ‚fremden‘ zum ‚anderen‘ Mann. Bei Frauen tritt die Abweichung von dem immer noch die gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen dominierenden weißen, heterosexuellen Mittelschichtsmann bereits aufgrund ihres Geschlechts ein. Sie sind als Frau schon „das andere Geschlecht“ (Beauvoir 1998) und werden durch die Ethnisierung zum ‚anderen Anderen‘. Männer werden erst durch ihre zugeschriebene ethnisch-kulturelle Besonderheit zu ‚Anderen‘.

Ilse Lenz (1996) weist darauf hin, dass Ethnizität und Geschlecht „jeweils spezifisch zur Reproduktion von Ungleichheit“ beitragen, sich aber in ihren „Wechselwirkungen gegenseitig sehr verstärken“ können (219). Sie belegt dies, dem Anliegen der Veröffentlichung entsprechend, *Frauenforschung* zu thematisieren, ausschließlich anhand von Beispielen, die die Situation von Migratinnen beleuchten. Diese befinden sich sowohl in ihrer Position als Frau, als auch als ‚Ausländerin‘ in einer ausgegrenzten Position, die der des als Norm gesetzten weißen Mittelschichtsmannes widerspricht. Die Situation der in dieser Arbeit vorgestellten Männer stellt sich anders dar. Sie kommen als (gebildete Mittelschichts-) Männer aus einer patriarchalen, in eine patriarchale Gesellschaft. Erst die Position des ‚Ausländers‘ grenzt sie aus. Ebenso wenig wie es sinnvoll erscheint, Unterdrückungsverhältnisse zu addieren (vgl. Lenz 1996, Lutz 2001), erscheint es sinnvoll, sie zu subtrahieren, also ‚miteinander zu verrechnen‘. Jedoch muss

bei der Frage nach dem Zusammenwirken von Migration, Ethnisierungen, Kulturalisierungen und Geschlecht die spezifische Situation der Männer, die auf der dominanten, als Norm gesetzten, Seite des Geschlechterverhältnisses stehen, mit beachtet werden.

Die interviewten Männer kommunizieren ihr Geschlecht ausschließlich als ein ethnisiertes, die Erfahrung des nicht-fremden Mann-Seins, vor der Migration, als sie noch nicht der Markierung und Zuschreibung durch die deutsche Mehrheitsgesellschaft ausgesetzt waren, wird von ihnen nicht artikuliert. So beschreiben sie sich in ihrer Selbstpräsentation nie nur als Mann, sondern nehmen immer Bezug auf ‚fremde Männlichkeiten‘. Die Bezugnahme beinhaltet Distanzierungen und Abgrenzungen von dem stereotypen Bild ‚fremder Männlichkeiten‘, ist aber der Weg, über den notwendigerweise Männlichkeit thematisiert wird und der umgekehrt thematisiert werden muss, wenn über Männlichkeit gesprochen werden soll: So ist das Geschlecht der Männer ethnisiert.

8. RESÜMEE UND AUSBLICK

Wenn in der vorliegenden Forschung eins deutlich geworden sein sollte, so dass das Fragezeichen hinter den ‚Fremden Männlichkeiten‘ im Titel dieser Arbeit seine Berechtigung hat. Zu Recht wurde dadurch angezweifelt und in Frage gestellt, ob sich die Konstruktion von Männlichkeit in lebensgeschichtlichen Erzählungen von Migranten vor allem mit der Dimension ‚Fremdheit‘ beschreiben und untersuchen lässt. Die hier untersuchten Männer erscheinen in der biographischen Konstruktion ihrer Männlichkeit zunächst nicht besonders fremd, insofern sie auf durchaus bekannte und wenig fremd erscheinende Konstruktionsmodi zurückgreifen und sich in vergeschlechtlichten Lebensbereichen im Gegensatz zu Frauen präsentieren – mehr oder weniger dominant, mehr oder weniger an egalitären Geschlechtsidealen orientiert, aber doch immer eindeutig und fraglos als Mann. Ganz ‚normal‘ also... Ganz normal? Nein. Die Migration ist in der Biographie ebenso präsent wie Geschlecht und beeinflusst dessen Konstruktion. So sind die Männer eben nicht ‚ganz normal‘, sie entsprechen nicht der gesellschaftlichen Norm, denn sie werden als ‚Ausländer‘ wahrgenommen, sind also ‚Fremde‘. So ist auch ihre geschlechtliche Präsentation geprägt durch Zuschreibungen, zu denen sie sich in Beziehung setzen: sie präsentieren sich nicht einfach als Männer, sondern sie setzen sich zu ‚fremden Männlichkeiten‘ in Beziehung.

Mit der Frage nach der Konstruktion von Männlichkeit unter den Bedingungen von Migration siedelte meine Forschung im Schnittpunkt mindestens zweier Forschungsfelder, die in den Kapiteln 2 und 3 zunächst abgesteckt wurden, wodurch der theoretische Hintergrund, vor dem die Auswertung der biographischen Interviews stattfand, deutlich wurde.

Sowohl Connells Theorie hegemonialer Männlichkeit als auch Bourdieus Theorie männlicher Herrschaft, der das Konzept des vergeschlechtlichten Habitus zugrunde liegt, stellen den Rahmen dar, auf den Männerforschung im deutschsprachigen Raum immer wieder zurückgreift. Sie wurden auch für die eigene Studie zugrundegelegt, erwiesen sich für die Auswertung der Interviews jedoch nur bedingt als hilfreich, da in beiden Konzepten die Dimension zugeschriebener ‚Fremdheit‘ fehlt, bzw. unzureichend ausgearbeitet ist. So kann mit dem Begriff des männlich vergeschlechtlichten Habitus, mit dem eine Alternative zum problematischen Begriff des männlichen Habitus vorgestellt werden sollte (vgl. Kapitel 2.3; 7.1.2), zwar die Vergeschlechtlichung der

lebensgeschichtlichen Erzählung und damit die Konstruktion von Männlichkeit in der biographischen Selbstpräsentation nachgewiesen und herausgearbeitet werden. Der Fokus bleibt jedoch auf die Differenzlinie Geschlecht gerichtet, Beeinflussungen und Verschränkungen mit anderen Differenzen bleiben unsichtbar.

Auch in Connells theoretischer Konzeption sich relational zu einander verhaltender, pluraler Männlichkeiten findet sich nur ein sehr unzureichender Ansatz, mit dem die Konstruktion von Männlichkeit unter der Bedingung von Migration und zugeschriebener Fremdheit erfasst werden kann. Was bereits in Kapitel 2.1 aufgrund der Beschäftigung mit Connells Theorie angemerkt wurde, fand in der empirischen Untersuchung Bestätigung: Die Kategorie der marginalisierten Männlichkeit ist zu undifferenziert, darüber hinaus reduziert sie Männer mit Migrationshintergrund alleinig auf ihre Erfahrungen von Marginalisierung. Die biographischen Erzählungen der Männer haben jedoch gezeigt, dass eine solche Betrachtungsweise zu eindimensional ist. Die Erzählungen werden von zahlreichen verschiedenen Erfahrungen durchzogen und organisiert, von denen Marginalisierung nur eine ist (vgl. Kapitel 7.1.2).

Während sich die in Kapitel 2 vorgestellten Theorien zu Männlichkeit durch ihre Anwendung auf Biographien von Migranten auch ‚auf dem Prüfstand befanden‘, fand in Kapitel 3 vor allem eine Abgrenzung zu deterministischen Kulturkonzepten sowie eine Klärung der normativen Grundlagen des Umgangs mit den Konzepten Kultur und Ethnizität statt. Da die erwähnten Theorien zu Männlichkeit keinen oder keinen ausreichenden Ansatz bieten, mit (zugeschriebener) Fremdheit und der Konstruktion von Geschlecht umzugehen, wurde damit zunächst ein theoretischer Zugang zu dem Themenkomplex Migration, Kultur, Ethnizität eröffnet, der den Hintergrund der Auswertung der Interviews bilden sollte und sich vor allem bei der späteren Annäherung an die Frage nach den Verschränkungen zwischen der Konstruktion von Männlichkeit und Ethnisierungs- und Kulturalisierungsprozessen als hilfreich erwies (vgl. besonders Kapitel 3.5; 7.2 und 7.3). Durch die Betrachtung von Kultur als diskursiver Kategorie konnten Prozesse kulturalisierender Zuschreibungen in ein Machtgefüge eingeordnet und als Herrschaftspraxen entlarvt werden (vgl. Kapitel 3.3). Dies erlaubte sowohl eine Distanzierung dieser Forschung von anderen Untersuchungen zu ‚fremden‘ Männern, die mit deterministischen Kulturbegriffen arbeiten (vgl. Kapitel 3.1), als auch eine Analyse des Umgangs der Biographen mit Zuschreibungen, der sich vor allem auch in Bezug auf Männlichkeit relevant zeigte (vgl. Kapitel 7.3).

Die vorliegende Forschung hat gezeigt, dass die Biographien der befragten Männer sowohl vergeschlechtlicht, als auch ethnisiert sind. Beide Dimensionen durchziehen die Erzählungen, haben allerdings unterschiedliche Qualitäten. Während Geschlecht in der Biographie immanent auftaucht, selten kommuniziert wird und innerhalb anderer Themenfelder ‚aufgespürt‘ werden muss, wird die Migration ausdrücklich und intensiv zum Thema gemacht. Sie hat dabei weder ausschließlich die Bedeutung eines biographischen ‚Bruchs‘, der Probleme nach sich zieht, noch wird sie ausschließlich als Chance auf Verbesserung gesehen. So individuell verschieden wie die Motivationen waren, die zur Migration führten, so unterschiedlich ist die Darstellung der Migration, die auch innerhalb der jeweiligen Biographie Umdeutungen und Umwertungen erfährt. Gemein ist den beiden analysierten biographischen Erzählungen jedoch, dass die Migration als strukturierendes Merkmal der Biographie fungiert. Die Migration hat in beiden Fällen dazu geführt, dass die Männer zu ‚Fremden‘ wurden. Trotz individuell unterschiedlichen Umgangs mit dieser Situation führt sie für beide zum Erleben kulturalisierender und ethnisierender Zuschreibungen (vgl. Kapitel 7.2).

Geschlecht wird von den Männern in ihrer biographischen Erzählung immer wieder konstruiert und rekonstruiert – auch und gerade dann, wenn sie es nicht ausdrücklich erwähnen. Es bestimmt ihre Selbstdarstellungen, in denen beide sich ungebrochen als Mann präsentieren (vgl. Kapitel 7.1.1). Ihr Geschlecht erscheint ihnen als eine natürliche Tatsache, als ‚fraglos gegeben‘, es wird für sie erst in Verbindung mit ethnisch/kultureller Fremdheit zum Thema. Erst indem sie ethnisierende und kulturalisierende Zuschreibungen aufgreifen, wird Männlichkeit für sie zum Objekt des Diskurses. Indem sie ‚andere‘, ‚fremde‘ Männlichkeiten beschreiben und sich in Beziehung dazu setzen, werden ethnisierende und kulturalisierende Zuschreibungen zum Vehikel, das Männlichkeit transportiert. Nach der vorangegangenen Analyse von Vergeschlechtlichung und Ethnisierung der Biographien, konnte in diesem Punkt die Verschränkungen beider Dimensionen deutlich gemacht werden. Im Zusammenwirken von Ethnisierungen/Kulturalisierungen und Vergeschlechtlichungsprozessen werden die Männer zu ‚fremden‘ Männern, denen ‚fremde Männlichkeiten‘ zugeschrieben werden, gemacht: Ihr Geschlecht wird ethnisiert. Zu diesen Zuschreibungen müssen sie sich in ihrer biographischen Selbstpräsentation verhalten. Dabei stellt die über ethnisierende/kulturalisierende Zuschreibungen stattfindende Vergeschlechtlichung für die Männer eine *zweite* Vergeschlechtlichung dar – auch ohne diese würden sie sich ungebrochen als Mann darstellen und konstruieren. Allerdings bleibt die *erste*

Vergeschlechtlichung der Männer unreflektiert. Geschlecht wird nur im Zusammenhang mit der Ethnisierung zum Thema gemacht, ohne diese Dimension ist es ‚fraglose Gegebenheit‘ und wird als solche nicht kommuniziert.

Für die Konstruktion von Geschlecht in lebensgeschichtlichen Erzählungen von Migranten lässt sich auf Grundlage der vorliegenden Forschung festhalten, dass diese in einen Zusammenhang mit Zuschreibungen gestellt werden muss, mit denen die Männer aufgrund ihres Migrant-Seins konfrontiert sind. Die Art und Weise der Konstruktion von Männlichkeit in der Erzählung läuft nicht grundsätzlich verschieden von ‚Nicht-Migranten‘ ab. Beide hier vorgestellten Männer greifen mit der Konstruktion von Männlichkeit in Familie und Beruf auf gängige Konstruktionsmodi von Männlichkeit zurück, sie repräsentieren keine ‚fremden‘ Männlichkeiten in dem Sinne, dass sie andere Männlichkeitskonzepte vor- und darstellten. Geschlecht wird jedoch in ihren Biographien mit einer weiteren Dimension versehen: Es ist ethnisiert.

Erwartungsgemäß kann diese Arbeit nur einen kleinen Beitrag zur Bearbeitung des Themenfeldes Männlichkeit und Migration leisten, der vielleicht auch eher im Aufwerfen neuer Fragen, als in der endgültigen Beantwortung dieser besteht.

So bedarf die Ethnisierung von Geschlecht und Vergeschlechtlichungsprozessen sicherlich weiter- und tiefergehender Untersuchungen, die sich detaillierter als es in der vorliegenden Arbeit möglich war mit der Frage beschäftigen, wie Ethnisierungen und Vergeschlechtlichungen zusammen wirken. Die eventuellen Unterschiede zwischen Angehörigen der ersten Migrantengeneration und jenen der zweiten oder dritten, die zwar nicht mehr selbst migriert, aber doch weiterhin Objekte von Zuschreibungen sind, könnten dabei in den Blick genommen werden: Ist hier die Unterscheidung zwischen dem ethnisierten Geschlecht der einen im Gegensatz zur Geschlechtsethnisierung der anderen zu treffen (vgl. Guttiérrez Rodríguez 1999)? Es schließt sich daran die Frage an, inwieweit die Ethnisierung an sich bereits vergeschlechtlicht ist, in der Konstruktion des ‚Fremden‘ also *immer* schon die Konstruktion zum ‚fremden Mann‘ enthalten ist. Neben biographischen Interviews, die sich auch in dieser Forschung als sinnvolle Methode zur Bearbeitung der Frage nach dem Zusammenwirken von Migration und Geschlecht erwiesen haben, wäre es denkbar, dazu Stereotype und Bilder, die der gesellschaftliche Diskurs von ‚Fremden‘ und/oder ‚fremden Männern‘ bereit hält, zu betrachten.

Weiterhin hat diese Forschung gezeigt, dass die Ethnisierung von Geschlecht bei Männern andere Konsequenzen hat als in vergleichbaren Studien über Frauen nachgewiesen wurden: Den interviewten Männern macht sie ihre Vergeschlechtlichung erst bewusst, sie kommunizieren Männlichkeit nur unter ethnisierenden und kulturalisierenden Vorzeichen. Es ist so die zweite Vergeschlechtlichung der Männer, die in ihren biographischen Erzählungen thematisiert wird. Das führt unweigerlich zu der Frage nach der ersten Vergeschlechtlichung. Hier könnten sowohl weitergehende Untersuchungen und Forschungen mit Männern mit Migrationshintergrund, aber auch mit Männern der Mehrheitsgesellschaft anknüpfen.

In dieser Arbeit wurde angenommen, dass Männer ihre erste Vergeschlechtlichung nicht in der Weise bewusst erleben wie Frauen, die bereits währenddessen einer ‚Besonderung‘ unterworfen werden. Männer entsprechen in ihrem Mann-Sein jedoch der Norm, die ‚Besonderung‘ erfahren sie in der Ethnisierung. Weitere Forschungen müssten nach der Wirkungsweise anderer Differenzen auf Vergeschlechtlichungsprozesse fragen.

Ein weiteres Untersuchungsfeld eröffnet der Habitusbegriff, der in der vorliegenden Forschung als männlich vergeschlechtlichter Habitus zur Anwendung gekommen ist. Die Dimension der Vergeschlechtlichung alleine reicht nicht aus, um eine Analyse des Zusammenwirkens von Geschlecht und Ethnizität zu ermöglichen. Es müsste gefragt werden, wie andere Differenzlinien, die ebenfalls über den Habitus inkorporiert sind, mit seiner Vergeschlechtlichung vermittelt sind. Es ist zu fragen, ob der Habitusbegriff geeignet ist, verschiedene Strukturen miteinander zu verknüpfen, ohne sie gegeneinander aufzurechnen oder eine für die Wirkmächtigste zu halten. Dazu müsste jedoch sowohl die Vergeschlechtlichung des Habitus, als auch die Wirkung ethnisierender Strukturen auf diesen genauer untersucht werden.

Forschung, die explizit Männlichkeit zum Gegenstand hat, ist nach wie vor selten. Viel zu oft wird in der Wissenschaft in Bezug auf Männlichkeit immer noch ‚Prosa gesprochen‘, ohne es zu merken – um Connells Bild aufzugreifen (1998). Erst recht die Beeinflussung der Konstruktion von Männlichkeit durch weiterer Differenzen ist ein noch relativ unbearbeitetes Forschungsfeld. Ich hoffe, mit dieser Arbeit einen kleinen Schritt in diese Forschungslücke getan zu haben und Themenfelder eröffnet zu haben, an die weitere, vielleicht umfangreichere Arbeiten anknüpfen können.

9. LITERATUR

Aydın, Ayhan / Coşkun, Hasan (2004): Lehrerausbildung in der Türkei. Online in Internet: http://www.flwi.ugent.be/cie/aydin_coskun_1.htm (Stand 08.04.04).

Badawia, Tarek / Hamburger, Franz / Hummrich, Merle (Hrsg.; 2003): Wider die Ethnisierung einer Generation. Beiträge zur qualitativen Migrationsforschung. Frankfurt a. M. (IKO – Verlag für Interkulturelle Kommunikation).

Bade, Klaus J. (1997): Einführung: Zuwanderung und Eingliederung in Deutschland seit dem zweiten Weltkrieg. In: Bade (Hrsg.;1997); S. 9 – 44.

Bade, Klaus J. (1997): Fremde im Land. Osnabrück (Rasch).

BauSteineMänner (Hrsg.; 1996): Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie. Berlin / Hamburg (Argument).

Beauvoir, Simone de (1998): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Hamburg (Rowohlt).

Becker-Schmidt, Regina / Knapp, Gudrun-Axeli / Schmidt, Beate (1984): Eines ist zuwenig – beides ist zuviel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik. Bonn (Verlag Neue Gesellschaft).

Behnke, Cornelia / Meuser, Michael (1999): Geschlechterforschung und qualitative Methoden. Opladen (Leske und Budrich).

Bittlingmayer, Uwe / Eickelpasch, Rolf / Kastner, Jens / Rademacher, Claudia (Hrsg.; 2002): Theorie als Kampf? Zur politischen Soziologie Pierre Bourdieus. Opladen (Leske und Budrich).

Bohnsack, Ralf (2001): Der Habitus der „Ehre des Mannes“. Geschlechtsspezifische Erfahrungsräume bei Jugendlichen türkischer Herkunft. In: Döge / Meuser (Hrsg.; 2001); S. 49 – 71.

Bontrup, Hiltrud (Hrsg.; 1999): Doing Gender. Das Konzept der sozialen Konstruktion von Geschlecht: eine Bibliographie mit Einführung. Münster (Eigenverlag der Professur für Geschlechterforschung, Institut für Politikwissenschaft der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster).

Bosse, Hans (1994): Der fremde Mann. Jugend, Männlichkeit, Macht; eine Ethnoanalyse. Gruppengespräche mit jungen Sepiks in Papua-Neuguinea. Frankfurt a. M. (Fischer Taschenbuch).

Bourdieu, Pierre (1997 a): Die männliche Herrschaft. In: Dölling / Kraus (Hrsg.; 1997); S. 153 – 217.

Bourdieu, Pierre (1997 b): Eine sanfte Gewalt. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Irene Dölling und Margareta Steinrücke. In: Dölling / Kraus (Hrsg.; 1997); S. 218 – 230.

Bourdieu, Pierre (1998): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. 10. Aufl. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).

Bourdieu, Pierre (2001): Teilen und herrschen. Zur symbolischen Ökonomie des Geschlechterverhältnisses. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Catherine Portevin. In: Rademacher / Wiechens (Hrsg.; 2001); S. 11 – 30.

Brandes, Holger (2002): Der männliche Habitus. Band 2: Männerforschung und Männerpolitik. Opladen (Leske und Budrich).

Breckner, Roswitha (2003): Migration – eine „einschneidende“ Lebenserfahrung? Biografische Bezüge zu europäischen Ost-West Wanderungen. In: Frölich / Messerschmidt / Walther (Hrsg.; 2003); S. 15 – 32.

Bukow, Wolf-Dietrich (Hrsg.; 1999): Unter Fundamentalismusverdacht. Plädoyer für eine Neuorientierung der Forschung im Umgang mit allochthonen Jugendlichen. Opladen (Leske und Budrich).

Bukow, Wolf-Dietrich / Heibel, Isabel (2003): Der Weg zur qualitativen Migrationsforschung. In: Badawia / Hamburger / Hummrich (Hrsg.; 2003); S. 13 – 40.

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).

Bürger, Joachim H. (1991): Mann leb dich aus! Über das große Vergnügen ein echter Mann zu bleiben. München (Erd Verlag).

Carrigan, Tim / Connell, Robert W. / Lee, John (1996): Ansätze zu einer neuen Soziologie der Männlichkeit. In: BauSteineMänner (Hrsg.; 1996); S. 38 – 75.

Connell, Robert W. (1998): Männer in der Welt: Männlichkeiten und Globalisierung. In: Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, Heft 67; S. 91 – 105.

Connell, Robert W. (2000): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen (Leske und Budrich) (= Geschlecht und Gesellschaft Bd. 8).

Dausien, Bettina (1994): Biographieforschung als „Königinnenweg“? In: Diezinger (Hrsg.; 1994); S. 129 – 153.

Dausien, Bettina (1996): Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen (Donat).

Dausien, Bettina (2001): Erzähltes Leben – erzähltes Geschlecht? In: Feministische Studien, Heft 2; S. 57 – 73.

Diezinger, Angelika (Hrsg.; 1994): Erfahrung mit Methode: Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung. Freiburg (Kore).

Döge, Peter / Meuser, Michael (2001): Geschlechterverhältnisse und Männlichkeit. Entwicklung und Perspektiven sozialwissenschaftlicher Männlichkeitsforschung. In: Dies. (Hrsg.; 2001); S. 7 – 25.

Döge, Peter / Meuser, Michael (Hrsg.; 2001): Männlichkeit und soziale Ordnung. Neuere Beiträge zur Geschlechterforschung. Opladen (Leske und Budrich).

Dölling, Irene / Kraiss, Beate (Hrsg.; 1997): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).

Engler, Steffani (1999): Wechselnde Blicke auf die Kategorie Geschlecht. In: Bontrup (Hrsg.; 1999); S. 3 – 26.

Fansa, Mamoun (Hrsg.; 2001): SchwarzWeisheiten. Vom Umgang mit fremden Menschen. Oldenburg. (Isensee Verlag) (= Schriftenreihe des Landesmuseums für Natur und Mensch Bd. 19).

Frölich, Margrit / Messerschmidt, Astrid / Walther, Jörg (Hrsg.; 2003): Migration als biografische und expressive Ressource. Beiträge zur kulturellen Produktion in der Einwanderungsgesellschaft. Frankfurt a. M. (Brandes & Apsel) (= Arnoldshainer Interkulturelle Diskurse Bd. 3).

Frauenjahrbuch '77 (1977). München (Verlag Frauenoffensive).

Frerichs, Petra / Steinrücke, Margareta (1997): Kochen – ein männliches Spiel? Die Küche als geschlechts- und klassenstrukturierter Raum. In: Dölling / Kraiss (Hrsg.; 1997); S. 231 – 258.

Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs, New Jersey (Prentice Hall).

Gildemeister, Regine / Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp (Hrsg.; 1992); S. 201 – 254.

Gilmore, David D. (1991): Mythos Mann. Rollen, Rituale, Leitbilder. München (Artemis & Winkler).

Glaser, Barney G. / Strauss, Anselm L. (1967): The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research. New York (Aldine De Gruyter).

Gomolla, Mechtild / Radtke, Frank-Olaf (2002): Institutionelle Diskriminierung. Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule. Opladen (Leske und Budrich).

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1999): Intellektuelle Migrantinnen – Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung. Eine postkoloniale dekonstruktive Analyse von Biographien im Spannungsverhältnis von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung. Opladen (Leske und Budrich).

Gültekin, Nevâl (2002): Bildung, Autonomie, Tradition und Migration. Doppelperspektivität biographischer Prozesse am Beispiel von Frauen und Familien aus der Türkei. Opladen (Leske und Budrich).

Gültekin, Nevâl (2003): Migration und Anwendung biographischer Methoden – die Theorie der Doppelperspektivität. In: Badawia / Hamburger / Hummrich (Hrsg.; 2003); S. 81 – 92.

Hall, Stuart (1994): Rassismus und kulturelle Identität. Hamburg (Argument) (= Ausgewählte Schriften Bd. 2).

Hall, Stuart (1994 a): Die Frage der kulturellen Identität. In: Ders. (1994); S. 180 – 222.

Hall, Stuart (1994 b): Der Westen und der Rest: Diskurs und Macht. In: Ders.; S. 137 – 179.

Heitmeyer, Wilhelm / Müller, Joachim / Schröder, Helmut (1997): Verlockender Fundamentalismus. Türkische Jugendliche in Deutschland. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).

Hirschauer, Stefan (1989): Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit. In: Zeitschrift für Soziologie, Heft 18; S.100 – 118.

Höhne, Thomas (2001): Kultur als Differenzierungskategorie. In: Lutz / Wenning: (Hrsg.; 2001); S. 197 – 213.

Hollstein, Walter (1999): Männerdämmerung: von Tätern, Opfern, Schurken, Helden. Göttingen (Vandenhoeck und Ruprecht).

Hollstein, Walter (1989): Nicht Herrscher, aber kräftig: Die Zukunft der Männer. Hamburg (Hoffmann und Campe).

Hund, Wulf Dieter (2001): Die Rassenmacher. Anmerkungen zur Geschichte des Rassenbegriffs. In: Fansa (Hrsg.; 2001); S. 46 – 55.

Huth-Hildebrandt, Christine (1999): Die fremde Frau. Auf den Spuren eines Konstrukts der Migrationsforschung. Münster (Arbeitsstelle interkulturelle Pädagogik) (= interkulturelle studien 29).

Janshen, Doris (Hrsg.; 2000): Blickwechsel. Der neue Dialog zwischen Frauen- und Männerforschung. Frankfurt a. M. (Campus).

Kalpaka, Anita (i. E.): Pädagogische Professionalität in der Kulturalisierungsfalle - Über den Umgang mit „Kultur“ in Verhältnissen von Differenz und Dominanz. Erscheint in: Leiprecht (Hrsg.; i. E.).

Kaltenecker, Siegfried / Tillner, Georg (1995): Offensichtlich männlich. Zur aktuellen Kritik der heterosexuellen Männlichkeit. In: Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, Heft 56/57; S. 11 – 22.

Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.; 1992): TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg (Kore) (= Forum Frauenforschung Bd. 6).

Kraul, Margret (1999): Biographieforschung und Frauenforschung. In: Krüger (Hrsg.; 1999); S. 455 – 469.

Kröhnert-Othman, Susanne / Lenz, Ilse (2002): Geschlecht und Ethnizität bei Pierre Bourdieu. In: Bittlingmayer / Eickelpasch / Kastner / Rademacher (Hrsg.; 2002); S. 159 – 178.

Krüger, Heinz-Hermann (Hrsg.; 1999): Handbuch erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung. Opladen (Leske und Budrich).

Krüger-Potratz, Marianne / Lutz, Helma (2002): Sitting at a crossroads – rekonstruktive und systematische Überlegungen zum wissenschaftlichen Umgang mit Differenzen. In: Wenning, Norbert / Roth, Hans-Joachim: Tertium Comparationis. Journal für International und Interkulturell Vergleichende Erziehungswissenschaft, Heft 2; S. 81 – 92.

Krüger-Potratz, Marianne (2003): Interkulturelle Bildung. Studienbrief der FernUniversität Hagen. Hagen.

Leiprecht, Rudolf (1992): „...Pech, dass Ausländer mehr auffallen...“ Zum Reden über die Kultur der „Anderen“ und auf der Suche nach angemessenen Begriffen und Ansätzen für eine antirassistische Praxis (nicht nur) mit Jugendlichen. In: Ders. (Hrsg.; 1992); S. 93 – 130.

Leiprecht, Rudolf (Hrsg.; 1992): Unter Anderen. Rassismus und Jugendarbeit. Duisburg (DISS-Studien).

Leiprecht, Rudolf (2001): „Kultur“ als Sprachversteck für „Rasse“. Die soziale Konstruktion fremder Kultur als ein Element kulturalisierenden Rassismus. In: Fansa (Hrsg.; 2001); S. 170 – 177.

Leiprecht, Rudolf (Hrsg.; i. E.): Schule in der pluriformen Einwanderungsgesellschaft. Schwalbach / Ts. (Wochenschauverlag).

Lenz, Ilse (1996): Grenzziehungen und Öffnungen: Zum Verhältnis von Geschlecht und Ethnizität zu Zeiten der Globalisierung. In: Lenz / Germer / Hasenjürgen (Hrsg.; 1996); S. 200 – 228.

Lenz, Ilse / Germer, Andrea / Hasenjürgen, Brigitte (Hrsg.; 1996): Wechselnde Blicke, Frauenforschung in internationaler Perspektive. Opladen (Leske und Budrich) (= Geschlecht und Gesellschaft Bd. 1).

Lutz, Helma (1991): Welten verbinden. Türkische Sozialarbeiterinnen in den Niederlanden und in der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt a. M. (IKO – Verlag für interkulturelle Kommunikation).

Lutz, Helma (1992): Ist Kultur Schicksal? Über die gesellschaftliche Konstruktion von Kultur und Migration. In: Leiprecht (Hrsg.; 1992); S. 43 – 63.

Lutz, Helma (2001): Differenz als Rechenaufgabe: über die Relevanz der Kategorien Race, Class und Gender. In: Lutz / Wenning (Hrsg.; 2001); S. 215 – 230.

Lutz, Helma / Wenning, Norbert (2001): Differenzen über Differenzen – Einführung in die Debatten. In: Dies. (Hrsg.; 2001); S. 11 – 24.

Lutz, Helma / Wenning, Norbert (Hrsg.; 2001): Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Opladen (Leske und Budrich).

Meyers Taschenlexikon (1999). Mannheim u.a. 7. überarb. Auflage.

Mecheril, Paul (2003): Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-) Zugehörigkeit. Münster (Waxmann) (= Interkulturelle Bildungsforschung Bd. 13).

Mecheril, Paul / Scherschel, Karin / Schrödter, Mark (2003): „Ich möchte halt von dir wissen, wie es ist du zu sein“. Die Wiederholung von alienisierenden Zuschreibungen durch qualitative Forschung. In: Badawia / Hamburger / Hummrich (Hrsg.; 2003); S. 93 – 110.

Melzer, Wilhelm (1981): Der frustrierte Mann. Die Krise des Patriarchats. München (Knaur).

Metz-Göckel, Sigrid / Müller, Ursula (1985): Der Mann. Eine repräsentative Untersuchung über die Lebenssituation und das Frauenbild 20- bis 50jähriger Männer im Auftrag der Zeitschrift Brigitte. Hamburg (Gruner und Jahr).

Meuser, Michael (1998): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Opladen (Leske und Budrich).

Meuser, Michael (2000): Perspektiven einer Soziologie der Männlichkeit. In: Janshen (Hrsg.; 2000); S. 47 – 78.

Millet, Kate (1981): Das verkaufte Geschlecht. Die Frau zwischen Gesellschaft und Prostitution. Köln (Kiepenheuer & Witsch).

Molt, Peter (1994): Zerfall von Staat und Gesellschaft in Ruanda. Online in Internet: <http://www.pz.bildung-rp.de/rwanda/ruandae34.pdf>. (Stand 25.03.04) (Auch erschienen in: KAS-Auslandsinformationen 10 (o. J.), Heft 5; S. 3 – 14.).

Nohl, Arnd-Michael (1996): Jugend in der Migration. Türkische Banden und Cliques in empirischer Analyse. Hohengehren (Schneider-Verlag) (= Interkulturelle Erziehung in Praxis und Theorie Bd. 19).

Pross, Helge (1978): Die Männer. Eine repräsentative Untersuchung über die Selbstbilder von Männern und ihre Bilder von der Frau. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).

Rademacher, Claudia / Wiechens, Peter (Hrsg.; 2001): Geschlecht – Ethnizität – Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz. Opladen (Leske und Budrich).

Röckelein, Hedwig (Hrsg.; 1993): Biographie als Geschichte. Tübingen (edition diskord).

Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a. M. (Campus).

Schiffauer, Werner (1983): Die Gewalt der Ehre. Erklärungen zu einem türkisch-deutschen Sexualkonflikt. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).

Scholz, Sylka (i. E.): Männlichkeit erzählen. Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer. Münster (Westfälisches Dampfboot).

Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, Heft 3; S. 283 – 293.

Spohn, Margret (2002): Türkische Männer in Deutschland. Familie und Identität. Migranten der ersten Generation erzählen ihre Geschichte. Bielefeld (Transcript).

Straub, Jürgen (1993): Zeit, Erzählung, Interpretation. Zur Konstruktion und Analyse von Erzähltexten in der narrativen Biographieforschung. In: Röckelein (Hrsg.; 1993); S. 143 – 183.

Strunck, Marion (Hrsg.; 2002): Gender Game. Tübingen (Konkursbuch Verlag) (= Konkursbuch Bd. 39)

Tertilt, Hermann (1996): Turkish Power Boys. Ethnographie einer Jugendbande. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).

Villa, Paula-Irene (2000): Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Opladen (Leske und Budrich) (= Geschlecht und Gesellschaft Bd. 23).

Walter, Willi (1996): Männer entdecken ihr Geschlecht. Zu Inhalten, Zielen, Fragen und Motiven von Kritischer Männerforschung. In: BauSteineMänner (Hrsg.; 1996); S. 13 – 26.

Welsch, Wolfgang (1997): Transkulturalität. Die veränderte Verfassung heutiger Kulturen. Online in Internet: <http://www.tzw.biz/www/home/print.php?pid=409> (Stand: 17.03.04).

Wenning, Norbert (1996): Migration in Deutschland. Ein Überblick. Münster (Waxmann) (= Lernen für Europa Bd. 3).

Werenfels, Isabelle (2002): Von der ‚Mikrophysik‘ arabisch-muslimischer Männlichkeiten. In: Strunck (Hrsg.; 2002); S. 120 – 151.

West, Candance / Zimmerman, Don H. (1987): Doing gender. In: Gender & Society, Heft 2; S. 125 – 151.

Wieck, Wilfried (1989): Männer lassen lieben. Die Sucht nach der Frau. Stuttgart (Kreuz-Verlag).

Yuval-Davis, Nira (2001): Geschlecht und Nation. Emmendingen (die brotsuppe).

Zulehner, Paul M. / Volz, Rainer (1998): Männer im Aufbruch. Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen. Ein Forschungsbericht. Ostfildern (Schwabenverlag).

ANHANG: TRANSKRIPTIONSNOTATION

Die Interviews wurden auf Kassette aufgenommen und anschließend von mir transkribiert. Es wurde Standardorthographie benutzt, prosodische Merkmale sind nur gekennzeichnet, sofern sie eine eindeutige inhaltliche Bedeutung haben. Die Grammatik der Biographen wurde beibehalten, es wurde keine Angleichung an grammatikalische Regeln vorgenommen, da dies einen zu gravierenden Eingriff in den Text bedeutet hätte. Die vollständigen Interviewtranskripte finden sich auf der beiliegenden CD-ROM.

Die Darstellung der Redebeiträge:

- Den Redebeiträgen ist der Anfangsbuchstabe des Sprechers (G. oder M.), bzw. ein I. für Interviewerin vorangestellt.
- Wenn sich zwei Redebeiträge überschneiden, wird dies durch eckige Klammern kenntlich gemacht. Der später einsetzende Beitrag wird an der Stelle der Unterbrechung unter den ersten gesetzt. Das Ende der Überschneidung wird mit einer schließenden Klammer gekennzeichnet.

Beispiel:

I: Um weiter zu machen, aber sie haben erst in Ruanda [studiert]

G: [In Ruanda], die ganze Geschichte, die ganze Geschichte,

- Schließt ein Redebeitrag unmittelbar an einen anderen an, wird dies durch = deutlich gemacht.

Beispiel:

M: Das das werden wir denen wirklich viel mehr helfen. Und oder eh, =

I: =um den Mädchen zu helfen?=
M: =ja natürlich auch eh, auch wenn es Freibad ist.

- Wird ein Redebeitrag durch einen anderen überlappt, vom Sprecher aber fortgeführt, wird dies ebenfalls durch eckige Klammern und = angezeigt.

Beispiel:

M. Meine Lebenseinstellung ist so, sage ich ja, ist doch nicht ganz leer, ist noch ein Drittel voll.=

I: [Du bist ein Optimist]

M: =[Warum soll ich] dann unbedingt zwei Drittel Leerstand sehen

- Interessensbekundungen der Interviewerin während einer narrativen Passage werden im Text des Interviewpartners in runden Klammern eingefügt.

Beispiel:

G: diese große Gewicht ist wahrscheinlich eine Großteil auf den Mann (mhm).
Nach meine Meinung. (ja, ja)

- Bei unverständlichen Worten oder Satzteilen wird in runden Klammern und kursiver Schrift entweder die Anzahl der Worte angeben: (*drei Worte u*); oder der vermutete Inhalt wird ebenfalls kursiv in runde Klammern gesetzt: (*wie ein König sagt?*)
- Starke Betonungen werden durch Unterstreichung, lauter gesprochene Worte durch Großbuchstaben kenntlich gemacht.
- Worte oder Sequenzen, die deutlich leiser sind als das Umfeld werden an Anfang und Ende der leiseren Passage mit ° gekennzeichnet.
- Pausen werden durch runde Klammern, in denen die Dauer der Pause in Sekunden steht, angezeigt.
- Selbstunterbrechungen zeigt ein – an.
- Auch parasprachliche Äußerungen werden in runde Klammern gesetzt: (lacht)